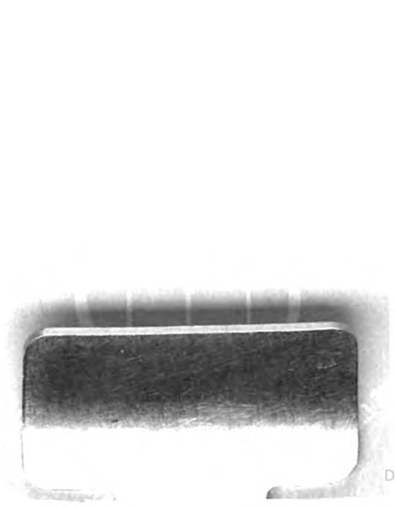
SPUREN DER GOTTHEIT IM ANSCHEINENDEN ZUFALLE: WOHLTHÄTIGE...

Samuel Christoph Wagener





Bibliothek von Romanen, für gebildete Leser.

Neun und neunzigster Band.

Spuren der Gottheit.
Zweyter Theil.

Berlin,
in der Maurerschen Buchhandlung.



Schumann del.

Dank dir, o Gott! für diese Rettung am Abgrunde des tiefsten Elends!

Spuren der Gottheit

im

anscheinenden Zufalle.

Wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker.

Von

Sam. Chrph. Wagener.

Zweiter Theil.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1810.

Spuren der Gottheit.

Zweiter Theil.



I n h a l t.

Seite.

Erster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in unerwarteter Errettung der Unschuld.

Seite.

Zweiter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im sonderbaren Zusammentreffen solcher Umstände, die zur Entdeckung geheimer Verbrechen führen.

Dritter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in absichtlichem Aufschub wohlverdienter Strafe.

Vierter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar durch die Gewalt des Gewissensgefühls und der tief empfundenen Reue.

Seite.

Fünfter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im Verhindern angefangener Verbrechen und Abwenden größern Unglückes.

Sechster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den überwiegenden Segnungen nach harten Schicksalen.

Seite.

Siebenter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in Bestrafung manches Lasterhaften.

Achter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den natürlichen traurigen Folgen der Verkehrtheit.

Neunter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den großen Folgen anscheinend unbedeutender Handlungen.

Seite.

Zehnter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in mancher Lebensrettung.

Seite.

Erster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in unerwarteter Errettung der Unschuld.

71) Die Unschuld eines höchstverdächtigen östreichischen Officianten kommt an's Licht.

In den letzten zehn Jahren von Marien Theresiens Regierung bekleidete eine Kassirer-Stelle zu ** Johann L., ein Mann, von welchem die Freundschaft selbst nichts Hochlöbliches, aber auch der Neid nichts hart Tadelnswerthes sagen konnte; denn sein ganzes Thun und Lassen erhielt sich auf der — Mittelstraße. Er stand in Jahren zwischen vierzig und funfzig; hatte in seinem Aeußern das Ansehen eines gutmüthigen, ziemlich wohlgenährten Mannes; konnte durch seine Geisteskräfte seinen Mitbürgern keine neue Fackel des Verstandes aufstecken; war aber seinem Amte, noch mit etwas Ueberschuß, gewachsen. In seinen Geschäften pünktlich, in seinem Umgange gefällig, in seinen Versprechungen haar-

scharf worthaltend, galt er bei allen seinen Bekannten lange Zeit hindurch für einen Biedermann von ächtem Schrot und Korne.

Eines einzigen Fehlers gab er sich selbst schuldig — that es zuweilen sogar an Orten, wo man der Kundschaft davon gern überhoben gewesen wäre; und dieser Fehler war: er kam mit seinen Einkünften knapp, und dann und wann auch gar nicht aus. Kein Wunder freilich! denn er hatte in jüngern Jahren ein sehr mäßiges, elterliches Erbtheil — man konnte nicht sagen verpraßt, doch in einem kleinen überzähligen Aemtchen, bei karger Besoldung und beim Hange zum sogenannten Anständig-Leben, nach und nach zugebüßt; hatte dann allerdings einen Posten erhalten, der seinen Mann nährte, aber auch nun sofort seinen Nacken ins Joch der heiligen Ehe gebeugt; hatte hierbei dem Mädchen, das er zu seiner Gattinn machte, so tief ins Auge geguckt, daß er sich nach ihrer Mitgift zu erkundigen ganz vergaß, und den Mangel derselben erst vier Wochen nach der Hochzeit bemerkte; hatte dann, in traulicher Gemeinschaft mit ihr, ein stattliches Häuflein Kna-

ben und Mädchen zu Tage gefördert, welche aufwuchsen, ohne daß deßhalb seine Besoldung mitwachsen wollte; hatte sich nebenbei auch wohl zuweilen auf seinen Bruder verlassen, der in ansehnlichen geistlichen Würden stand, und bis zum Prälaten empor gestiegen war; hatte jedoch von eben demselben der guten Ermahnungen mehr, als der ausgiebigen Beihülfe erhalten; und war eben daher auch zweimal schon bei Maria Theresia selbst um Erhöhung seines Gehalts eingekommen.

Diese gütige Monarchinn, welche Bitten von der Art — zumal wenn sie von Hausvätern einer zahlreichen Familie angebracht wurden — selten unerhört ließ, hatte ihn wirklich beide Male mit einer ansehnlichen Remuneration (wie man dort in undeutscher Amtssprache sich ausdrückt) begnadigt; da aber dieses doch nicht ganz, was er suchte, war — eine feste, stehende Vermehrung seiner Einkünfte — so war er jetzt Willens, sein Heil zum dritten Male zu versuchen, als ihn ein unerwarteter Zufall in harte Bedrängniß versetzte, ja mit Schmach und Leiden der bittersten Art bedrohte.

Gewöhnlich pflegte L., wenn der Schlag der Mittags-Stunde einen Stillstand in seinen Kassen-Geschäften machte, mit zwei Bekannten aus derselben Amts-Abtheilung gesellschaftlich aufzubrechen, zumal da einer hievon dicht in seiner Nachbarschaft wohnte, und sie mithin einen Weg zu ergreifen hatten. Einst, als sie wieder zusammen fortgehen wollten, und schon zehn oder zwanzig Schritte weit auf der Straße sich befanden, fing es zu regnen an; die andern meinten, es sey nicht von Bedeutung, und wollten weiter gehen; nur unserm Kassirer war es um einen Hut leid, den er vorgestern erst gekauft habe. Er besann sich, daß in seinem Amtsgemache ein Regenschirm stehe, und hielt es doch für klüglicher, zurück zu gehen und ihn zu holen. Auch dagegen hatten seine Begleiter nichts; sie versprachen vielmehr, unaufgefordert, an einer nachbarlichen Hausthür einige Minuten lang seiner zu warten, und er eilte zurück.

Aber siehe da, es vergingen fünf — zehn — endlich wohl gar funfzehn Minuten, und kein Kassirer kam wieder. Die Wartenden — man weiß ja wohl, wie geizig Großstädter mit

ihrer Zeit umzugehen pflegen! — wurden ungeduldig, und gingen endlich ohne ihn heim. Derjenige, der ihm zunächst wohnte, sah ihn zwar, als er wohl noch eine Viertelstunde zum Fenster hinausgeschaut hatte, vorbei wandeln; aber er kam, was den Beobachter Wunder nahm, ohne Regenschirm. — Auch Nachmittags waren die andern beiden früher wieder auf ihrem Amtsposten, bevor der Kassirer sich einfand. Man machte ihm beim Vorübergehen einige scherzhafte Vorwürfe seines Nichtworthaltens wegen. Er entschuldigte sich damit, daß er eine geraume Weile seinen Schirm in allen Ecken und Winkeln gesucht, jedoch nirgends gefunden habe. In der festen Voraussetzung, sie würden längst fortgegangen seyn, hätt' er sich dann so lange hier verweilt, bis der Regen unbedeutend geworden sey. Man schmälte ihn scherzend aus, und er ging dann ganz gelassen in sein Gemach, welches in der äußersten Vertiefung der Expedition sich befand, und wo die Kasse aufbewahrt wurde.

Aber kaum hatte er dasselbe aufgeschlossen, kaum eine Minute lang darin verweilt, als er wieder heraus kam, todtenbleich, mit verstörten

Gesichtszügen, und mit dem lauten Ausrufe: „Gott! Gott! was ist da vorgegangen! Die Kasse ist erbrochen und beraubt worden!“ — Alle Anwesenden sprangen sehr begreiflicher Weise bey dieser Schreckenspost von ihren Sitzen auf; alle drängten sich um den Rufenden, fragten, staunten, stürzten selbst in das Gemach hinein, und fanden allerdings eine große Unordnung in demselben. Die große, eiserne Kasse stand offen; zwei tüchtige Vorlegeschlösser lagen neben ihr; auf dem Boden des Zimmers sah man einige Ziegelsteine und eine beträchtliche Menge Kalk umher gestreut. Ein kleines Fensterchen, das hoch an der Wand oben vergittert sich befand, und auf einen bedeckten Gang hinaus ging, war aufgerissen; einige Gitterstäbe daran waren ausgedreht. Die Oeffnung selbst war beträchtlich vergrößert worden. Dieß schien die Pforte gewesen zu seyn, von welcher der Räuber Gebrauch gemacht hatte. Die Kasse selbst war, als nun der Kassirer genau sie untersuchte, zwar allerdings sehr bestohlen, doch nicht, wie man zu sagen pflegt, ausgeräumt worden. Nur ein Säckchen mit zweitausend Dukaten, und zwei andre mit ungefähr

sechzehnhundert Gulden in Species mangelten. Sechs bis sieben andre mit Siebzehnern und andern mittlern Münzsorten angefüllt, lagen unberührt da.

Schon diese Auswahl erzeugte Verwunderung. Doch es kamen bald noch einige sehr seltsame, oder wenigstens seltsam scheinende Umstände in Bemerkung. Dem Loche in der Mauer zu Folge mußt' es nicht sowohl ein Einbruch, als ein Ausbruch gewesen seyn; denn dieses Loch war offenbar von innen gemacht. Dieß ergab sich aus seiner inwendig größern Breite, aus den vielen bloß innerhalb des Gemaches liegenden Ziegeln und Kalkstücken. An der Thüre des Zimmers sowohl als der Vorgemächer war auch nicht die geringste Spur einer Gewaltthätigkeit zu sehen; sie waren entweder gar nicht berührt, oder mit gehörigen Schlüsseln aufgemacht worden. Noch mehr! Sogar die Kasse selbst hatte man keinesweges gesprengt, sondern ganz der Regel nach eröffnet. Es steckten ja noch die Schlüssel im Hauptschlosse und den zwei Vorlegeschlössern. Freilich erklärte dies L. sehr deutlich; aber selbst diese Erklärung war das Geständniß

einer unläugbaren Unvorsichtigkeit. — „Er pflege (sagte er) diese Schlüssel des Mittags über im Schubfache seines Schreibtisches liegen zu lassen; dieses, nur leicht verschlossen, müsse der Räuber zuerst erbrochen haben.“ Wer dieß von ihm anhörte, zuckte die Achseln, und — schwieg.

Man verbinde einmal alle vorhergegangenen und jetzt sich zeigenden Zufälligkeiten mit einander; L — s bekannte häusliche Lage, — sein seltsames Zurückkehren in der Mittagsstunde — sein langes nutzloses Ausbleiben, — seine äußerst flüchtige Entschuldigung — die Widersprüche in der Beraubungsart selbst: — und man wird es sehr begreiflich, ja wohl gar nothwendig finden, daß sich bald in mancher Brust ein sehr bitterer Verdacht gegen ihn regte, durch Flüstern und Mittheilen, durch Ueberdenken und Auslegung mehrte, wie eine Feuerflamme im dürren Haidekraut fortlief, und endlich selbst bis zur Wissenschaft seiner Vorgesetzten gelangte. Wenige Stunden nachher, als der arme Kassirer seine mit zitternder Hand niedergeschriebene Anzeige eingereicht hatte, erschien die Wache zu seiner Verhaftung,

und eine strenge Untersuchung ward gegen ihn angeordnet.

Gleich das erste Verhör nahm keine günstige Wendung. Er konnte nicht läugnen, wohl eine halbe Stunde lang allein oben verweilt zu haben, und konnte doch zur Beschäftigung für diese ganze Zeit nichts als die Nachsuchung eines Regenschirmes, die Beobachtung des Wetters, und endlich (worüber man mitleidig beim Verhöre lächelte) die Befriedigung eines Naturbedürfnisses anführen. Er sollte erklären, wie es nur möglich sey, daß sich ein Dieb durch die verschlossene Thüre seines Gemaches geschlichen, und dann von innen heraus gebrochen habe, ohne vorher gewaltsam hinein gekommen zu seyn? und er gestand, daß er es selbst nicht begreife. Er sollte anzeigen: ob er Verdacht gegen irgend Jemand hege? oder, ob in seinem Gemache ein Fremder sich verstecken könne? und er verneinte beides. Man fragte ihn, ob er wirklich ein paar dringende Gläubiger mit baldiger Bezahlung getröstet habe? und er gestand es. Man forschte weiter, woher er das Geld zu bekommen gehofft hätte? und er antwortete, entweder von seinem Bru-

der, oder durch eine abermalige Begünstigung der Monarchinn. Man fand alles dieß höchst unbefriedigend, und machte ihm bemerklich: daß der stärkste Theil des Verdachtes auf ihn selbst falle. Sein Erschrecken, sein Erbleichen, sein stockendes Verneinen, und der Strom von Thränen — alles dieses ward nicht als die Folge einer sehr natürlichen Erschütterung, sondern als Merkmale eines betroffenen Gewissens aufgenommen. Der erste Urtheilsspruch erging daher auch ganz damaliger Gerichtsform gemäß: „Daß nämlich gegen Inquisiten, im Ermangelungsfalle eines freiwilligen Geständnisses, bei so vielen zusammentreffenden Umständen, mit peinlicher Frage zu „verfahren sey.“ — Bloß aus Schonung ward ihm noch zur Besinnung und zum Geständnisse eine Frist von acht Tagen anberaumt. Von allen seinen Betheurungen versicherte man ihn im Voraus, daß sie — fruchtlos seyn würden.

Es ist leicht zu errathen, daß von dieser Sache und von dem Gange, den sie einschlug, in **n viel gesprochen ward. Auch das ist sehr natürlich, daß die Meinungen hierbei sich theilten. Die Mehrheit der Stimmen war freilich offenbar ge-

gen den Kassirer. Es gab Klüglinge, zumal unter seinen Amtsgenossen, die laut versicherten, sie hätten längstens etwas dem ähnliches gemuthmaßt; längst es unschicklich gefunden, daß man einen solchen Mann bei einer Kasse dulde. Es gab Mitleidige, welche äußerten, der häuslichen Bedrängniß müsse man viel nachsehen; es gab endlich auch Schwergläubige, welche meinten, seine Unschuld sey doch noch möglich! Und wer dieses am entschiedensten behauptete — wer überhaupt bei diesem bösen Handel am schmerzlichsten mitlitt, war — der Bruder desselben, jener schon erwähnte Prälat.

Seinen nächsten und liebsten Blutsverwandten, trotz Bitten und Klagen, in Geldnoth stecken zu lassen, dessen war der hochwürdige Herr ein paarmal fähig gewesen; aber ihn jetzt in der Gefahr einer so qualvollen, so schmählichen Behandlung zu wissen, das that seiner Menschlichkeit und seinem — Ehrgeize zugleich weh. Er kannte zwar den Leichtsinn seines Bruders in Geldausgaben, aber auch seine strenge Redlichkeit in jedem andern Betrachte. Er hatte es überdieß durch die Vorrechte seines Standes dahin zu brin-

gen gewußt, daß er im Verhaft zu ihm gelassen worden; er hatte ihm scharf ins Gewissen gesprochen, und eidliche Zusicherung der vollkommensten Unsträflichkeit von ihm erhalten. Auf diesen Schwur traute er felsenfest, konnte jedoch freilich nicht sein Gefühl auf die Richter übertragen. Selbst eine Audienz bei der Kaiserinn Königinn mißlang; denn die Monarchinn gab ihm, auf seine Vorbitte, die an sich höchst edle und richtige Antwort: „Ich kann dem reumüthigen Bekenner die Strafe lindern, ja wohl gar erlassen; aber ich werde nie den Läugnenden und Verstockten in seiner Hartnäckigkeit bestärken."

Es gab damals in **n einen Rottmeister, der für den furchtbarsten Ausspäher aller Räuber und Missethäter galt. Wenn irgendwo in der Stadt ein nächtlicher Einbruch verübt, ein Fußgänger ausgeplündert, oder ein Unglücklicher getödtet ward; wenn irgendwo ein Frevel verübt, versucht oder auch nur vermuthet ward, dann erhielt Hr. Kniersch (so hieß derselbe) gewöhnlich den Auftrag der Nachforschung; und wahrlich, der Frevler mußte äußerst schlau sich zu verbergen, oder äußerst schnell sich zu entfernen wissen, wenn

unser Rottmeister ihm nicht auf die Spur kommen sollte. — An diesen Ehrenmann wandte sich jetzt auch der Prälat, betheuerte ihm hoch und heilig die Unschuld seines armen gefangenen Bruders, machte es ihm zur Gewissenspflicht, dem wahren Thäter sorgfältig nachzuforschen, und versprach ihm eine Belohnung von hundert Dukaten, wenn er denselben ans Licht bringe. Diese letztere Zusage wirkte noch kräftiger, als jene Ermahnung. Kniersch spähte in eigener Person und durch ein paar Nebenhelfer überall herum, wo er nur wußt' und konnte. Aber alle Thätigkeit und alle Klugheit blieb sieben Tage durch fruchtlos. Der Vorabend des furchtbaren Morgens, zum peinlichen Verhöre des armen Kassirers anberaumt, trat schon ein. Der Rottmeister hatte alle Hoffnung zur Auffindung bereits fahren lassen. Vielleicht mocht' er selbst im Herzen glauben: der Verhaftete ist schuldig!

An erstgedachtem Vorabend durchwandelte er mit einer großen englischen Docke — dem getreuen Begleiter seiner nächtlichen Streifzüge — eine der abgelegensten * * ner Vorstädte. Ein bloßes Ohngefähr führt ihn in ein ziemlich enges

Gäßchen; und aus einem Bierhause, was ihm seiner Mittelmäßigkeit halber sonst kaum bemerkungswerth geschienen hatte, scholl eine fröhliche Tanzmusik ihm entgegen. Je näher er kam, je mehr befremdete ihn dieser ungewöhnliche Jubel, und als er durchs Fenster hineinblickte, sah er wenigstens funfzig bis sechszig Menschen, welche sangen, sprangen, zechten, tanzten, als ob sie dazu gedingt worden wären.

Was geht denn da heute vor? fragt' er endlich zwei Burschen, die an die Thür kamen, und fortzugehen Miene machten. — „Je nun, antworteten diese, da ist ein Kutscher des Grafen * * drinnen, der Kerl treibt es, als wenn er verrückt wäre! Er spricht: es sey Morgen sein Namenstag, und hat dem zu Ehren, nicht nur alle Gäste an seinem Tische freigehalten, sondern auch nach Musikanten geschickt. So oft er ihnen oder dem Wirthe etwas bezahlt, geschieht es mit blanken neuen Dukaten. Wahrlich, der Kerl muß eine Quaterne gewonnen haben, oder es geht nicht mit rechten Dingen zu.

Der

Der Rottmeister horchte hoch auf! — Wo ist er denn, dieser freigebige Mann? fragte er dringend. Man zeigte ihm denselben durch's Fenster. Mit zwei Schritten war er zur Thüre hinein. Seiner großen, rüstigen, überdieß auch wohlbekannten Figur machten gleich beim ersten Anblicke die Schwärmenden schüchtern Platz. Ohne sonst jemand im Zimmer anzureden, drang er bis zu dem Kutscher hin, der sich eben recht flink mit einer Dirne im deutschen Tanze herumdrehte, schlug ihn derb genug mit der rechten Faust auf die Achsel, und rief: „Kerl, ich verhafte dich! du bist der Dieb von der Leihhaus-Kasse!" — Erschrocken schaute der Geschlagene sich um, sah und erkannte diesen furchtbaren Mann; vernahm noch einmal jenen festbestimmten Zuruf, sank auf beide Knie, zitternd wie ein Espenlaub, nieder, und mit gefalteten Händen, mit bebender Stimme rief er aus: „Gnade! ich will ja alles gestehen."

Daß diese Gnade keinesweges gegen ihn ausgeübt ward, daß man vielmehr ihn wirklich verhaftete und zu einem vorläufigen Verhöre abführte, daß man klüglich den Eindruck der ersten

Erschütterung benutzte, und seine Selbst-Anklage, sein wiederholtes Geständniß sorgfältig zu Protocoll brachte, dieß läßt sich leicht erachten. Um jedoch dieses letztere ganz zu verstehen, ist es durchaus nöthig, auf die örtliche Beschaffenheit des Hauses, wo der Diebstahl geschehen war, vorher noch einen aufmerksamen Blick zu richten. — Vor den Gemächern, in welchen sich das Versatz-Amt befand, lief ein ziemlich langer gewölbter Gang hin, an dessen äusserstem Ende ein heimliches Gemach sich befand. An eben dieser Wand stand ein großer, breiter, ziemlich hoher, doch noch nicht völlig bis an die Decke hinauf reichender Schrank, in welchem gewöhnlich ältere Schriften, Akten, auch wohl andere Geräthschaften aufbewahrt wurden. Da er dicht bis an jenes heimliche Gemach hin sich erstreckte, und dieser letztere Verschlag gleichfalls die Decke nicht erreichte, so gab es hier eine Stufe und einen Zwischenraum, zu welchem ein im Klettern nicht ungeübter Mann sehr leicht gelangen konnte. Sechszig bis siebenzig Jahre stand dieser Schrank schon hier, und niemand hatte noch auf diesen Umstand Acht gegeben;

jenem Nichtswürdigen war die Entdeckung und der Mißbrauch desselben vorbehalten. Er war am Morgen vor der That im Gemache des Kassirers, dem er eine Nachricht überbringen sollte, gewesen; hatte gesehen, daß dieser bei seinem Eintritte einen Beutel mit Gold in den Tischkasten aufbewahre, hatte von dem Augenblicke an den Gedanken des Raubes gefaßt und festgehalten; hatte sich draußen nach einem Orte zum Verstekken umgesehen, und die oben erwähnte Gelegenheit dazu bald ausgespäht. Eilfertig ging er heim, versah sich mit mancherlei zum Schloßaufsprengen tauglichen Werkzeugen, kehrte dann ins Versatz-Amt zurück, und schlüpfte unbemerkt und glücklich auf den Obertheil jenes Schrankes. Dort, der Länge nach ausgestreckt, war er vor jeder Wahrnehmung gesichert; seine ganze Beschwerde bestand darin, sich so lange mäuschenstille zu verhalten, bis alle Beamten weggegangen seyn würden. Jetzt war dieß geschehen, jetzt war er schon im Begriffe, herabzuklimmen, da hört' er zu seinem größten Schrecken abermals den Schlüssel am Vorhause drehen. Es war der Kassirer, der sorgfältig die Saalthüre

von innen verriegelte, und eine Weile in seinem Kassen-Gemache, man weiß warum, verweilte. Während seines fruchtlosen Suchens wandelte ein menschliches Bedürfniß ihn an. Er ließ, als er es befriedigen wollte, die Thür des ersten Zimmers sowohl als des hintersten offen stehn; denn woher konnt' ihm nur der kleinste Gedanke einer Gefahr einfallen, da er selbst den Vorsaal von innen aufs beste verwahrt hatte? Diesen günstigen Augenblick benutzte der Bösewicht auf dem Schranke. Rasch und doch leise genug wußt' er auf der andern Seite hinabzuschlüpfen, und bis ins innerste Gemach zu schleichen. Hinter den eisernen Kasten selbst, der am Winkel des Fensters stand, versteckt' er sich in der Eile. Sehr bequem und gänzlich ihn verbergend war dieser Zufluchtsort zwar nicht; aber er gestand auch, daß er entschlossen gewesen sei, beim kleinsten Anlasse dort hervorzuspringen, über den einzelnen, in Vergleich seiner, schwächlichen Mann sich herzuwerfen, ihn zu erschlagen, zu erdrosseln — kurz sich seiner zu entledigen, es geh' auch wie es gehe. Doch dieser Blutschuld bedurft er nicht. L. kam nicht wieder in sein

Gemach. Er begnügte sich bloß die Thüre desselben wieder zuzuschließen, und dann sich zu entfernen. Welchen gefährlichen Feind seiner Kasse, seiner Ehre, seines Lebens sogar, er hinter sich lasse — davon ahnete ihm nicht das Geringste.

Mit größter Gemächlichkeit konnte jener Eingesperrte sich nun an seine Arbeit machen. Das Tischkästchen war gar leicht aufgesprengt. Der Beutel mit Golde lag allerdings noch drinnen; da aber auch die Schlüssel der Kasse sich hier befanden, so wäre es ja unverzeihliche Thorheit gewesen, wenn er nicht diese gleichfalls untersucht, und um ein paar Säcke erleichtert hätte. Gleichwohl hütete er sich klüglich, seine Last allzugroß zu machen. Er wählte nur, was ihm des Forttragens am würdigsten schien. Etwas mühsamer ward ihm zwar das Durchbrechen des Gitters auf den Gang hinaus; doch er hatte zwei volle Stunden Zeit dazu, und in diesen ließ es sich ja wohl zwingen. Als die Oeffnung fertig war, räumt' er bloß die auswärts gefallenen Steine bei Seite, um nicht bei dem zuerst Hinkommenden Verdacht zu erwecken,

und harrte in seinem vorigen Schlupfwinkel auf den Stundenschlag der Eröffnung; der Aufschließer kam, und dachte freilich mit keiner Silbe an eine Besichtigung eines Schrankes. Das Herausschlüpfen des Räubers ging leicht und sicher von statten. Alles noch übrige eräth sich auch ungesagt. Viel war von dem gestohlnen Gelde noch nicht verthan; denn sorgsam hatte der Dieb bisher damit zurückgehalten. Daß er sich diesen Abend auf eine so plumpe Art verdächtig machte, daran waren ein paar über den Durst getrunkene Gläser Wein Schuld. In acht Tagen war er Willens gewesen, **n ganz zu verlassen, und in seine Heimath zurückzukehren. Wie er sich dort ankaufen, nach und nach mit seiner Baarschaft hervorrücken, und allem Argwohn ausweichen wollte, hatt' er schon klüglich genug überdacht. Der arme Kassirer hatte wahrscheinlich unterdessen mit Leib und Leben für eine unbegangene That gebüßt; denn er selbst erklärte seinen Freunden: sein fester Vorsatz sei gewesen, sich lieber alles Möglichen schuldig zu geben, und einem leichten Tode gelassen entgegen zu gehen, als sich schmerzhaft seine

Glieder verrenken zu lassen. — Jetzt ward er nicht nur sofort wieder auf freien Fuß gestellt; sondern die gütige Monarchinn wies ihm auch, zur Tilgung seiner häuslichen Kümmernisse, ein beträchtliches Jahrgehalt aus dem Kammerschatze an; und dem Kniersch wurden seine hundert Dukaten richtig ausgezahlt.

---

72) Bertrand de Moleville wird wunderbar aus den Händen der Septembrisirer zu Paris gerettet.

Mitten unter den blutigen Auftritten von Menschenwürgerei, wo Ungeheuer in Menschengestalt die Rollen der Richter und Henker übernahmen — so erzählt de Moleville, ehemaliger französischer Minister der Marine — hatte mein Bruder, der Chevalier Bertrand de Moleville, das Glück, zwei Menschen anzutreffen, die, obgleich besudelt mit Blut, das sie selbst vergossen hatten, doch noch einer Anwandlung von Mitleid fähig waren! Nie werde ich ohne Dankbarkeit an sie denken können, denn ihnen verdankt mein Bruder sein Leben.

Das in dem Gefängnisse zum angeblichen Verhör der Verhafteten sich selbst eingesetzte Tribunal hatte bereits alle diejenigen den Henkern und Menschenschlächtern überliefert, welche früher als mein Bruder vor diesen schändlichen Richtern hatten erscheinen müssen. Als die Reihe an ihn kam, fiel einem von seinen Führern seine Ruhe und Zuversichtlichkeit auf. Er sah ihm einige Augenblicke steif in's Gesicht, und sagte zuletzt: wärst du schuldig, du würdest nicht so ruhig seyn können.

„Ich habe auch nichts verbrochen.“ —

„Und warum wärest du denn hier?“ —

„Das weiß ich nicht; Niemand hat mir es sagen können, und ich bin überzeugt, es ist ein Irrthum.“ —

„Ist das auch wahr, was du da sprichst?“ —

„Vollkommen wahr!“

„So sei ohne Furcht. Antworte nur unerschrocken vor dem Tribunal, und verlaß dich auf mich; verstehst du mich? Wir wollen dich befreien, so wahr ich Michel heiße.“ —

„Ich fürchte zwar nichts, unterdessen, wenn

Ihr mir beisteht, so rechnet auf eine gute Belohnung.“ —

„Davon ist nicht die Rede.“ —

Das unerwartete Glück, einen Schutzengel unter Mördern zu finden, gab meinem Bruder die Kraft, den scheußlichen Anblick seiner Richter auszuhalten. Als er vor die Schranken des Tribunals kam, wurde er von demjenigen der Mörder, an welchem jetzt der Vorsitz war, nach seinem Namen und Stande befragt. Er gab zur Antwort, er heiße Bertrand, und sei ein Malthefer.

„Malthefer? Malthefer? was heißt das, Malthefer?“ riefen hundert Stimmen zugleich.

„Das heißt, daß er aus Maltha ist;“ antwortete der Führer meines Bruders. „Maltha ist eine Insel: wißt ihr das nicht? Ich habe viele Leute gekannt, die aus dem Lande kamen, und sich Malthefer nannten.“

„Ha! es ist eine Insel, rief einer von den Richtern; er ist also ein Ausländer, der Gefangene?“

„Freilich, Pinsel! er ist ein Ausländer; was wäre er denn sonst?“

„Nu, nu! werde nicht böse, Bürger!“

„Zur Ordnung! Präsident, zur Ordnung! rufe zur Ordnung!“ schrien verschiedene Stimmen.

„Nu, laßt uns fortmachen!“

Der Präsident fragte hierauf meinen Bruder, weswegen er angeklagt sei?

„Das weiß ich nicht, erwiederte er; Niemand hat es mir sagen können.“

„Er lügt! er lügt!“ erscholl es von allen Seiten.

„Still! Bürger, still!“ sagte Michel im gebieterischen Tone; „lassen wir den Gefangenen reden; lügt er, so solls bald mit ihm gethan sein; aber ich hoffe, ihr werdet ihn ungehört nicht verurtheilen wollen!“

„Nein, nein, nein, das ist billig, das ist billig; Michel hat Recht! man muß ihn anhören. Zu! Präsident, zu!“

„Warum bist du verhaftet worden?“ fuhr der Präsident fort.

„Weil ich so unglücklich war, bei Jemand gerade in dem Augenblicke zu sein, wo die Wache

kam, um ihn zu holen. Ein Sections-Commissär, der von ungefähr sich auch da befand, wurde ebenfalls mit mir eingezogen. Man führte uns auf die Municipalität. Der Commissär wurde losgelassen. Meine Freunde verlangten auch meine Loslassung; sie wurde ihnen unverzüglich versprochen, und ich kann nicht begreifen, warum es damit so lange gezögert hat."

„Bist du auch gewiß, sagte der Präsident, daß keine Anklage gegen dich im Protocoll steht?"

„Ich habe keine Ursache zu glauben, daß eine darin stehen könne, und wäre es, so würde ich bald gerechtfertigt seyn.

„Gebt das Protocoll her!" sprach der Präsident. Der Kerkermeister brachte es. Er sah, daß wirklich bei dem Namen meines Bruders kein Grund seiner Verhaftung stand. Er gab das Protocoll den übrigen Mitgliedern des Tribunals, damit sie sich selbst davon überzeugen möchten; hierauf machte er bekannt, der Gefangene habe die Wahrheit gesagt.

„So muß ihn die Nation für unschuldig erklären!" rief Michel.

„Ja! ja! ja!“ schrie man von allen Seiten. Alsbald erklärte das Tribunal im Namen der Nation feierlich, mein Bruder sei unschuldig, und befahl ihn in Freiheit zu setzen. Der Saal widerhallte von dem Geschrei: „es lebe die Nation!“ Michel und einer von seinen Cameraden, der gleichfalls sich für meinen Bruder zu interessiren schien, faßten ihn, jeder bei einem Arme, führten ihn an die äußere Pforte des Gefängnisses, wo die Metzeleien geschahen, und riefen ihn als unschuldig aus. Die Mörder und Vollzieher der Hinrichtungen standen in zwei Gliedern zu beiden Seiten der Pforte, mit aufgehobenem Arme, um auf die Unglücklichen zuzuschlagen, die man ihnen Preis gab. Als das Wort: Unschuldig! in ihre Ohren tönte, umringten sie meinen Bruder mit Jauchzen, schlossen ihn in ihre vom Morden noch rauchenden Arme, und drückten ihn wechselsweise an ihre mit Blut bespritzten Gesichter. Er mußte sich diese ekelhaften Liebkosungen gefallen lassen, von denen seine beiden handfesten Führer ihn nur mit Mühe los machen konnten, indem sie zu wiederholten Malen versicherten, er sei krank,

und bedürfe der Ruhe. Als sie endlich von da weg waren, fragte ihn Michel, ob er einige Bekanntschaft in der Stadt habe, und wohin er gebracht zu werden wünsche? — Er erwiederte, er habe eine Schwägerin, zu der er gehen wolle, er wolle sie aber nicht bemühen, ihn zu begleiten. Zu gleicher Zeit bezeugte er ihnen seine Dankbarkeit, und bot ihnen eine Handvoll Assignate, als eine schwache Erkenntlichkeit für den geleisteten Dienst, an. Sie schlugen sie aus, und bestanden darauf, ihn zu begleiten. „Wir müssen für dich bürgen, sagte der Eine, wir verlassen dich nicht, bis du in Sicherheit bist. Was deine Assignate betrifft, so behalte sie, wir mögen sie nicht. Die Freude, dich gerettet zu haben, ist mehr werth, als das Zeug. Wir wollen dich zu deiner Schwägerin bringen; wo wohnt sie?"

„Sie wird sich recht freuen, dich wieder zu sehen, die arme Frau."

„Du erräthst wohl nicht, was mein Camerad und ich leise mit einander sprachen. Wir sagten, wenn du uns erlauben wolltest, mit zu deiner Schwägerin hinein zu gehen, so würden

wir recht vergnügt seyn, euch beide glücklich und zufrieden zu sehen."

„Ihr seid gar gut, lieben Freunde, aber es ist schon spät; ihr müsset beide Erholung nöthig haben."

„Ach, nein, nein, das Vergnügen wird uns wohler thun, als alle andere Erholungen."

„Ich möchte gern euern Wunsch erfüllen, allein ich muß euch sagen, meine Schwester ist so furchtsam und zärtlich, daß sie erschrecken würde, wenn sie Fremde um die Stunde der Nacht zu sich kommen sähe. Ueberdieß würde ihr bei dem Anblick von dem Blute, das ihr an euch habt, übel werden, und das würde euch Leid seyn."

„Allerdings würde es uns Leid thun; allein wenn du ihr sagst, daß wir es sind, die dir das Leben retteten, so wird es ihr gewiß lieb seyn, uns zu sehen. Verlasse dich darauf, daß wir ihr keine Furcht machen werden. Fort, fort, du must uns die Freude verschaffen; das wird dir nicht so hoch kommen, als was du uns schenken wolltest, und wird uns doch zehn Mahl angenehmer seyn."

Mein Bruder war gezwungen, darein zu willigen, und sie begleiteten ihn zu meinem Schwiegervater, wohin sich meine Frau und meine Kinder seit dem 10ten August geflüchtet hatten. Sie hatten meinen Bruder für verloren geachtet, und ihr Entzücken, als sie ihn hereintreten sahen, war um desto größer.

Mein Bruder bereitete meine Frau auf den Besuch vor, der vor der Thür sei, und sie machte nicht die geringste Schwierigkeit, ihn anzunehmen. Ihr Herz war zu voll von Dankbarkeit und Freude, um für irgend etwas anderes Sinn zu haben. Sie erblickte in diesen mit Blut befleckten Männern nur die Befreier meines Bruders, und empfing sie als Wohlthäter. Sie waren äußerst gerührt von diesem Empfange, und von den Freudenthränen, welche die ganze Familie bei der Umarmung meines Bruders vergoß.

Sie sahen diesem Auftritte, schweigend, einige Augenblicke zu; endlich rief Michel aus: „Und das sind wir, die diesen ehrlichen Mann gerettet haben." Zugleich verrieth sich die Rührung beider durch ihre Thränen. Ohne

Zweifel lag die Veranlassung zu diesen Thränen auch in ihren Gewissensbissen; denn indem sie diese Rückkehr zur Menschlichkeit empfanden, mußten diese von Natur gutmüthigen, aber durch den Fanatismus verderbten, und durch das Beispiel hingerissenen Menschen, mit Bitterkeit und Schauer sich des Blutvergießens und der scheußlichen Scenen erinnern, an welchen sie Antheil genommen hatten.

Sie waren so bescheiden, nur eine Viertelstunde zu bleiben, und beim Abschiede dankten sie meinem Bruder zu wiederholten Malen für das Vergnügen, welches er ihnen verschafft habe.

---

73) Das Opfer der Leidenschaft. — Eine Wahnsinnige hält Florentin ab, seiner Leidenschaft eine Unschuld zu opfern.

Florentin wäre ein Jüngling von den vorzüglichsten Eigenschaften gewesen, wenn nicht der Hang zur Wollust zu viel Gewalt über ihn gehabt hätte. Er hätte sich martern lassen, aber

seinen

seinen Freund nicht verrathen, noch seinen Nebenmenschen gelästert. Hingegen, eines Mädchens Tugend zu untergraben, sie im schlimmsten Falle sogar durch Ränke, Schwüre und Eheversprechungen zu zerstören — das hielt er eben nicht für unerlaubt. Sein Herz, das wirklich gut war, hatte hieran geringern Antheil, als die übłen Beispiele und der Mangel aller Beherrschung seiner sinnlichen Triebe. — Einst hatte er in einem benachbarten Dorfe ein junges Mädchen ausgespürt, dessen einziger Reichthum in äußerlichem Reize und unbescholtenem Rufe bestand. Nach wiederholten Angriffen war er in seiner Kunst zu betrügen, und in den Vorspiegelungen erheuchelter Liebe, so weit gekommen, daß ihm die unerfahrene, von Schmeicheleien aller Art bethörte Kleine, auf einen gewissen Abend eine geheime Zusammenkunft im nahen Hölzchen zugestand.

Seines Sieges gewiß, erwartete Florentin mit Sehnsucht den erwünschten Abend. Schon glänzten die Wipfel des nahen Hains im Purpur, welchem zuzueilen Florentin eben im Begriff war. Indem er vor die Thüre

trat, machte eben ein Karren mit einem Kasten vor ihm Halt. „Vater!“ rief der jüngere Bruder, der neben Florentin stand, „Vater! wilde Thiere, wilde Thiere! nun werde ich doch wieder etwas Neues sehen!“ Wehmüthig erwiederte der Fuhrmann: „Wie glücklich wäre ich, wenn du wahr sagtest, mein Kleiner!“ Florentin stutzte bei diesen Worten, und zögerte noch einige Augenblicke.

Unterdessen holte der Fuhrmann ein Brod, warf es durch eine Oeffnung in den Kasten, und führte nun seine Pferde zum Futter und zur Ruhe. Jetzt trat Florentin neugierig zum Kasten. Aber wie erstaunte er, als er durch dessen Oeffnung eine nackte weibliche Gestalt erblickte, die das ihr hingeworfene Futter mit den Zähnen zerriß, und dann gierig verschlang. Ihre großen blauen Augen, deren Feuer jedoch erloschen war, ihre blendend weiße Haut, ihre wohlgereihten weißen Zähne, ihr wie in eine Form gegossener ganzer Wuchs verriethen ihm als Kenner ein Geschöpf, das dem Praxiteles als Modell zur Huldgöttinn hätte dienen können. „Vater, rief er, welch ein Anblick!“ — Hier

kam der Fuhrmann aus dem Stalle zurück; man umringte ihn, und bat dringend um den Aufschluß dieser räthselhaften Erscheinung.

Der Fuhrmann erzählte: „Die Bewohnerinn des Kastens — das, was Sie für ein wildes Thier hielten — ist meine unglückliche Schwester: das **sche Regiment lag bei uns im Winterquartiere, und dem Fähnrich ** wurde unser Haus zur Wohnung angewiesen. Er war — auf Florentin zeigend — wie Sie, jung, schön, wohlgemacht, aber dabei der niederträchtigste, gewissenloseste Verführer. Meine Schwester prangte damals, wie eine junge Rose, mit den ersten Liebreizen der Jugend, und weil ihr Herz noch unverderbt war, so mochte sie nicht glauben, daß in dem Fähnrich ein anderes Herz schlage. Dieser ward daher aus ihrem Gesellschafter bald ihr Freund, und dann ihr Geliebter. Lange Zeit konnte er trotz aller seiner Schmeicheleien seinen niedrigen Endzweck nicht erreichen, bis endlich in der Stunde der Ueberraschung, nach wiederholten Schwüren einer ewigen Treue, und nach den heiligsten Versprechungen einer förmlichen Ehe, der Krieger die von Tugend und

Religion aufgeführten Bollwerke niederriß, und über die Unglückliche siegte. Bald nachher ward Friede; das * * sche Regiment zog heim. Der Fähnrich ** nahm als Hauptmann den Abschied, und heirathete, troß Gelübden und Schwüren, eine andere, indeß meine Schwester die Folgen des geheimen Umganges mit dem Treulosen an sich verspürte." —

„Das Unglück meiner Schwester warf meine gebeugten Eltern auf ein auszehrendes Krankenlager. Bei diesen traurigen Umständen ward unsere häusliche Glückseligkeit zerstört, und unser zeitliches Glück zerrüttet. Anfänglich schaffte ich meiner Schwester die nothdürftigen Kleider, aber sie zerriß solche, sobald man sie ihr anlegte; und sie hätte in wenigen Tagen den ganzen Kleidervorrath eines Fürsten zerrissen, wenn ihr solcher gegeben worden wäre. Ich klagte meine Noth den Obern, und muß nur froh seyn, daß das Irrenhaus zu N. die bedauernswürdige Wahnsinnige gegen vierzig Thaler jährliche Verpflegungsgelder aufnehmen will."

Hier schwieg der Fuhrmann, und seine Zu-

hörer wischten sich die Thränen aus den Augen. „Gott, sprach der Vater, mache mich nicht so elend, ein solches Ungeheuer, das dem Fähnrich gleicht, unter meinen Söhnen groß zu ziehen!“

Florentin ward tief erschüttert. — Wie hätte er jetzt noch seinem unedlen Vorsatze treu bleiben und seines unschuldigen Mädchens Tugend zerstören sollen? — Mit schnellen Schritten eilte er in das Hölzchen, wo das durch Gottes Finger gerettete Schlachtopfer seiner schon wartete. Innig gerührt und reuevoll fiel er vor ihr auf die Knie, und bekannte seine frevelhaften Absichten auf ihre Ehre. „Hasse mich, rief er, liebes Mädchen! hasse mich, denn meine Absichten auf Dich waren nicht rein — ich wollte Dich unglücklich machen! Gott hat wunderbar über Deine Unschuld gewacht.“ Hier erzählte er die Geschichte mit dem Karren. — „Gott! rief das Mädchen aus, in welche Gefahr bin ich gerathen! O laßt uns diesen Augenblick zu den Unsrigen zurückkehren! Was ist Liebe, wenn nicht Vernunft und Tugend sie leitet? Dank Dir, o Gott, für diese Rettung am Abgrunde des tiefsten Elendes! — Hier, Florentin, ist län-

gerer Aufenthalt Verbrechen. Nie, als unter den Augen der Meinigen, wirst Du mich wieder sehen!" — Beide entflohen dem gefahrvollen Haine. — Jetzt erst fing Florentin an, die Gerettete wahrhaft zu lieben — und diese Liebe führte sie beide zum Altare.

---

74) Ein schuldloser Schotte wird zum Tode verdammt, und gerettet.

Ein junger Mensch zu Glasgow in Schottland stand in einem unerlaubten vertrauten Umgange mit einem Mädchen seines Orts, welches er heimlich zur Nachtzeit zu besuchen pflegte. Lange geschah dieß unbemerkt, bis endlich die Nachbaren einmal gewahr wurden, daß er des Nachts aus dem Hause schlich. Weil sie seinen Umgang mit dem Mädchen argwöhnten, so schwiegen sie, um den jungen Leuten keine Schande zu machen. Nach einiger Zeit aber geschah in diesem Hause ein beträchtli-

cher Diebstahl. Nicht ohne Grund besorgten die Nachbaren, daß auch auf sie Verdacht fallen könne, fanden daher jetzt für nöthig, der Obrigkeit anzuzeigen, daß sie jenen jungen Menschen des Nachts aus dem beraubten Hause hätten schleichen sehen. Auf den Grund dieser Anzeige beschloß die Obrigkeit, den unglücklichen Nachtwandler ins Gefängniß einzuziehen. Höchst verwundert leugnete dieser das ihm angeschuldigte Verbrechen; denn in der That hatte er an dem Diebstahle auch nicht den entferntesten Antheil. Um aber seine Braut nicht zu beschimpfen, wollte er auch nicht einmal gestehen, daß er zur Nachtzeit in diesem Hause gewesen sei. Daher brachte er seine Rechtfertigung so verworren und so unwahrscheinlich vor, daß man sich zu überzeugen anfing, in ihm den Dieb entdeckt zu haben. Weil er inzwischen in Behauptung seiner Unschuld fortfuhr, ward ihm die peinliche Frage zuerkannt. — In Schottland bestand damals die Tortur darin, daß der Inquisit eine Menge Wasser verschlucken mußte, worauf der aufgetriebene Leib auf die Erde gelegt, und mit einem Brette bedeckt ward, auf welchem man dann so

heftig herumsprang und stampfte, bis der Beschuldigte das eingeschluckte Wasser wieder von sich gab.

Als Lisette dieß schreckliche Urtheil erfuhr, womit ihr Liebhaber bedrohet ward, beschloß sie, ihn mit Verleugnung ihrer Ehre zu retten. Sie entdeckte den Richtern die wahre Absicht seiner nächtlichen Gänge, mit Bezeugung, daß er an dem Diebstahle vollkommen unschuldig sei. Allein man sahe dieses Bekenntniß für ein verliebtes Kunststückchen an, und sie mußte beschämt abtreten. Unter diesen Umständen war das Gemüth eines Menschen von zwei und zwanzig Jahren höchst beunruhigt. Auf einer Seite erblickte er die Schande einer peinlichen Anklage wegen des ihm angeschuldigten niedrigen Lasters; auf der andern die Marter der Tortur! Es war daher kein Wunder, daß er den Tod einem beschimpften Leben vorzog. Indeß hielt er den ersten Grad der Tortur standhaft aus. Nun aber legte er ein mit Umständen erdichtetes Bekenntniß des beschuldigten Diebstahls ab, und bat nur, die Todesstrafe bald an ihm zu vollziehen. Dieß ward ihm aber zu seinem Glücke

nicht eingeräumt. Während daß er nun lange im Kerker zubringen mußte, wurden zwei Räuber eingezogen, die mit ihm zu gleicher Zeit ihr Todes-Urtheil empfingen. Alle drei saßen, wiewohl an verschiedenen Seiten angeschlossen, in Einem Kerker, konnten also mit einander reden. Was war natürlicher, als daß sie sich von ihren Verbrechen unterhielten? Der Jüngling theilte ihnen seine traurige Geschichte mit, und entwickelte seine Unschuld, da er kein Verbrechen begangen hatte.

Nichts ist beredter, als die Sprache, welche die gekränkte Unschuld redet; und hier wirkte sie mit ihrer ganzen Kraft auf die harten Herzen der beiden Räuber. Sie selbst hatten den Diebstahl begangen, welcher dem jungen Menschen zur Last gelegt wurde. „Was ists mehr? dachten sie. „Sterben müssen wir einmal; und dieß Eine „Verbrechen wird unser Schicksal nicht eben ver„schlimmern können." Sie beschlossen also, dem Unschuldigen das Leben zu retten. Die Räuber wurden auch über diesen freiwillig bekannten Diebstahl vernommen, und brachten so augenscheinliche Beweise und genaue Umstände bei, daß der

junge Mensch ohne Verzug für unschuldig erklärt wurde. Zur Entschädigung erhielt er die Einwilligung, seine Geliebte zu heirathen. Hätten die Richter seine Hinrichtung nicht zufällig verzögert, so wäre seine Unschuld vermuthlich nie ans Licht gekommen. — (Aus den Schriften des Abts Prevost.)

75) Ein schuldloser Postillion zu Toulouse wird gefoltert, jedoch vom Tode gerettet.

In dem Wirthshause eines Dorfes, nicht weit von Toulouse, gerieth ein Postillion mit einem Gärtner in einen heftigen Zank. Beide schimpften, lästerten und droheten, bis sie endlich einander in die Haare fielen, und einer den andern derbe abprügelte. Die Leute in dem Wirthshause sahen anfänglich dem Streite zu, endlich aber traten einige der Stärksten dazwischen, und rissen die Kämpfer aus einander. Der Po-

stillion, der dabei den Kürzeren gezogen hatte, machte seiner Wuth durch Schimpfworte und Flüche Luft, und wiederholte einige Male die Drohung: er werde das nicht lange auf sich sitzen lassen, er wolle es ihm schon wieder einbrigen, er werde ihn schon noch finden, wo er ihn haben wolle.

Dieser Auftritt geschah Vormittags. Am Abend des nämlichen Tages fand man den Gärtner durch einige Messerstiche ermordet. Das Mordgewehr steckte noch in einer Wunde, und wurde dem Richter eingehändigt. Dieser ließ sogleich den Körper untersuchen und öffnen, und verhörte mehrere Zeugen. Tausend Stimmen riefen: „niemand als der Postillion ist der Mörder;“ denn eine Menge von Zeugen hatten jene Drohung aus seinem Munde gehört, und man konnte gar nicht länger zweifeln, daß er diese Drohung wirklich erfüllt habe. Das Messer, das man aus der tödtlichen Wunde zog, war sein Messer; der Gastwirth, bei dem er des Mittags gegessen hatte, die Mägde im Hause, und alle diejenigen, die ihn beim Essen gesehen hatten, erkannten es als das seinige. Noch

mehr, man hatte sogar von ihm die Aeußerung gehört: Wenn er dieses Messer heute früh bei sich gehabt hätte, da er von dem Gärtner mit dem Grabscheit angefallen worden sei, so wollte er ihm übel gelohnt haben. — Noch während des Essens hatte man ihn mürrisch über den vormittägigen Zank gesehen; sein Schimpfen und Drohen wider den Gärtner hatte noch gar nicht aufgehört. — Endlich, gegen Abend war er weggegangen, und kaum war er zurückgekommen, als man schon die Nachricht von dem Morde erhielt.

Da sich so viele Anzeigen gegen ihn häuften, die er größtentheils gar nicht läugnen konnte, so blieb ihm kaum etwas zu seiner Vertheidigung übrig. Die Folter preßte ihm endlich das Bekenntniß aus, und er wurde zum Rade verurtheilt.

Als man ihm sein Todesurtheil vorlas, wurde er ohnmächtig, und fiel dann in eine Starrsucht, die mehrere Tage anhielt. Nach einigen Monaten wurde ihm ein Arret des Parlaments

bekannt gemacht, welches das vorige Urtheil bestätigte. Kaum hatte er die ersten Worte des Arrets gehört, als er aufs neue in eine Starrsucht fiel.

Zum Glück für den Unschuldigen erregte das Außerordentliche dieses Zufalles die Aufmerksamkeit der Aerzte und Wundärzte zu Toulouse, welche, in der Hoffnung, interessante physiologische Beobachtungen dabei zu machen, das Parlament ersuchten, dem Delinquenten noch einige Frist zu schenken. Sie erhielten die Gewährung dieser Bitte, und trugen kein Bedenken, wiederholte Versuche an diesem Menschen zu machen, den sie alles Mitleides unwürdig hielten. Sie fanden, daß der Eindruck des Schreckens und Entsetzens, welcher seinen ganzen Körper erschütterte, so oft er sein Todesurtheil hörte, immer von den nämlichen Zeichen begleitet war, und ihn in eine Starrsucht und Fühllosigkeit versetzte, die einige Male eine ganze Woche dauerte. Man konnte also überzeugt seyn, daß dieser sonderbare Zufall kein Betrug, keine List zur Verlängerung seines Lebens seyn konnte; denn die künstliche Verstellung würde es nicht so weit haben treiben, we-

nigstens es nicht so lange haben aushalten können.

Inzwischen war die Frist, welche man ihm vergönnt hatte, beinahe verstrichen, als man einen berüchtigten Räuber in den Kerker brachte. Von ungefähr kam diesem der starrsüchtige Postillion unter die Augen. Er sah ihn lange mit Erstaunen an. Wie, fragte er endlich, ist das nicht der Postillion, der schon vor einigen Monaten wegen des an dem Gärtner verübten Mordes gerädert werden sollte? — Ja der ists, antwortete der Stockmeister. — Es ist ein Glück für ihn, daß er noch nicht gerädert ist, versetzte der Räuber. — Was Glück! erwiederte jener; er muß doch sterben, noch ein Paar Tage, und seine Frist ist abgelaufen. — Das hat nichts zu bedeuten, rief der Räuber, den sollen sie gewiß nicht rädern; ich habe den Mord begangen.

Es wurde sogleich den Gerichten die Anzeige davon gemacht. Der Räuber wurde ver-

hört. „Ich war in dem Wirtshause — erzählte er — als sich der Postillion mit dem Gärtner zankte und schlug. Beim Mittagsessen saß ich neben ihm, und nahm ihm unvermerkt das Messer aus der Tasche. Ich erstach damit den Gärtner, dem ich schon längst den Tod geschworen hatte. Das Messer ließ ich absichtlich zurück, in der sichern Voraussetzung, daß dieß, verbunden mit dem Zanke und den Drohungen, welche am Vormittage vorgefallen waren, allen Verdacht auf den Postillion bringen würde. Allein, da nun meine Stunde gekommen ist, und mir nicht mehr geholfen werden kann, so will ich wenigstens diesen Unschuldigen noch retten."

Nachdem dieses Geständniß des Räubers gehörig bestätigt worden war, erhielt der unschuldig gemarterte Postillion seine Freiheit. (Reflexions philos. sur l'origine de la civilisation. Paris 1786.)

76) Die schuldige Venetianerinn kann der Strafe nicht entgehen, welche bald eine Unschuldige getroffen hätte.

Victorina, eine venetianische Dame, ließ ihren Liebhaber Siponte merken, sie werde ihn heirathen, wenn er ihren Mann aus der Welt zu schaffen wisse. Dieser ließ sich das nicht vergebens gesagt seyn. An einem Abende fuhr er mit dem Gatten der Victorina in der Gondel aus. Hier erstach er ihn, und warf den Leichnam ins Wasser. Die Fischer fanden ihn bald. Der Bruder des Unglücklichen schöpfte Verdacht, bestach Felicia, das Kammermädchen der verwittweten Schwägerinn, und erhielt durch sie einen Brief von Siponte an Victorina, worin er sich mit verdächtigen Ausdrücken eines wichtigen, ihr geleisteten Dienstes rühmte. Siponte wurde angeklagt, und empfing den Lohn seiner schwarzen That, die er eingestand. Victorina hingegen ward in Freiheit gesetzt, weil jener bis an sein Ende behauptete, sie habe nichts von der That gewußt. Sie heirathete hierauf den Fassino, ward aber von ihm übel behandelt. Nun versprach

sie

sie dem Augustino, einem Neapolitaner, welcher sich damals in Venedig aufhielt, eine große Belohnung, wenn er den Fassino vergiften wolle. Augustino aber weigerte sich, und ermahnte sie, von diesem feindseligen Gedanken abzustehen, welches sie auch versprach. Nachdem aber Augustino Venedig verlassen hatte, kaufte sie Gift, gab ihrem Manne die eine Hälfte davon in Fleischbrühe, und verbarg die andere in der Lade der Felicia. Fassino starb; Victorina ward nebst ihrem Mädchen eingezogen, und man fand das Gift bei der Letztern. Victorina kam zum zweiten Male auf freien Fuß, und freuete sich teuflisch, ihres Mannes los zu seyn, und sich zugleich an Felicia gerächt zu haben, die ihr einst den Brief entwandt hatte. Die unschuldige Felicia ward zum Galgen geführt; der Zug ging eben über die Markusbrücke; da erschien Augustino wieder, fragte nach der Ursache des Auflaufes, und bat, nachdem er sie erfahren, die Vollstreckung des Urtheils einen Augenblick aufzuschieben. Er zeigte nun an, daß Victorina ihn zu der Vergiftung habe

erkaufen wollen. Sie wurde vorgefordert, fiel beim Anblicke dieses Mannes in Ohnmacht, ward überwiesen, und statt des unschuldigen Mädchens zum Richtplatze geführt. (Fielding.)

Zweiter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im sonderbaren Zusammentreffen solcher Umstände, die zur Entdeckung geheimer Verbrechen führen.

77) Das Rauchen einer Pfeife Taback bringt einen Muttermörder zum Bekenntnisse seiner That.

Ein Feldprediger des K. Pr. Generals v. Kleist erzählt Folgendes:

„Wir waren wider den östreichischen General Serbelloni auf dem Marsche, um ihm eine Schlappe beizubringen, welches in der Folge auch geschah. Es war unumgänglich nothwendig, daß wir von dem Feinde so spät als möglich entdeckt wurden. Zu dem Ende wurde dem ganzen Armee-Corps, bei Vermeidung der nachdrücklichsten Strafen, die sorgfältige Beobachtung einer behutsamen Stille empfohlen. Taback zu rauchen wurde bei unvermeidlicher Lebensstrafe verboten. Dieses Verbotes ungeachtet rauchten Mehrere, die die Pfeifen mit ihren Mänteln geschickt zu bedecken wußten. Einer

hatte jedoch das Schicksal, dabei betroffen, und sofort gefänglich eingezogen zu werden. Ich wurde Abends spät noch zum General gefodert. Er machte mir den Vorfall bekannt, und gab mir auf, mich sogleich zu dem Gefangenen zu begeben, und ihn zum Tode vorzubereiten. Mit Anbruch des Tages solle er hängen! Wenn ich die Strafe für das Verbrechen bei weitem zu hart fand, wenn ich die Strenge derselben dadurch zu mildern hoffte, daß ich die Vollziehung zu verzögern anrieth; so war das etwas, was auch ein Anderer, mit halb so vieler Neigung zum Mitleiden, an meiner Stelle gethan haben würde. Der General war aber für dieses Mal unerbittlich. Er behauptete, daß Fehler dieser Art, und unter diesen Umständen, zuweilen mit ausserordentlicher Strenge behandelt werden müßten, da der Leichtsinn Eines Menschen das Leben von Tausenden hätte in Gefahr bringen können; und wenn das auch jetzt nicht geschehen wäre, so sei doch zu befürchten, daß es zu einer andern Zeit geschehen könne. Und überdieß sei es ja rasender Unsinn, sein Leben gegen den Genuß einer Pfeife elenden Tabacks

auf die Wage zu legen. Ein Mensch, von dem man so wenig Verleugnung erwarten könne — — kurz! das Urtheil zu mildern sei unmöglich. — Ich mußte gehorchen. Der Verurtheilte war ein zwanzigjähriger Jüngling. Es war natürlich, daß die Nachricht von seiner beschlossenen Hinrichtung außerordentlichen Eindruck auf ihn machen mußte. Ich fand ihn über allen Ausdruck unruhig. Seine Mienen und Bewegungen verriethen einen geheimen, drükkenden Kummer, der mir nicht einzig in der Todesfurcht begründet zu seyn schien. Ich sagte ihm, daß ich dieß bemerke, erklärte, als sein Seelsorger, mich bereit, ein freies Geständniß seiner anderweitigen Vergehungen oder Bekümmernisse anzuhören, wenn ihm das Trost und Erleichterung sein könne, und versicherte ihn dabei meiner innigen Theilnahme, meines Rathes und meiner thätigsten Hülfsleistung. Bei dieser Vorstellung, die ich immer dringender und rührender zu machen mich bemühte, rang der Unglückliche die Hände, ging verzweiflungsvoll auf und nieder, und bediente sich oftmals der Worte: „Gott sucht mich! Gott findet mich!"

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich eine andere Antwort von ihm zu erhalten vermochte. Endlich schien er eine Art von Zutrauen zu mir zu fassen. „Ich kann nicht länger widerstehen,“ brach er aus; „mein Elend ist unaussprechlich — ich habe meine Mutter erschlagen. Vier Wochen sind es, seitdem ich die That beging. Ich dachte dem Henker zu entfliehen, aber Gott hat mich gleichwohl gefunden.“

Als ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, meldete ich dem General den Vorfall. Die Execution, die, wie ich nun hörte, ohnehin nur zum Scheine hatte vorgenommen werden sollen, wurde nun ganz abbestellt. Man zog Nachrichten ein; die That bestätigte sich, der Verbrecher wurde ausgeliefert, und nach der Schärfe des Gesetzes bestraft.

---

78) Alfonso fällt in Raserei und bekennt in derselben einen zweifachen Mord.

Zu Veroli, einer Stadt im Kirchenstaate, wollte Alfonso, der einzige Sohn einer recht-

schaffenen Frau, die Tochter des Bruders seiner Mutter, des Cassino, heirathen, welche Eleonore hieß; er konnte aber, als ein lüderlicher Mensch, seine Absicht nicht erreichen. In der Meinung, seine Mutter lege ihm Hindernisse in den Weg, nahm er sich vor, sie umzubringen, und trug deßhalb Gift bei sich. Als sie eines Tages in einem Garten eine Unpäßlichkeit anwandelte, und sie Arzenei verlangte, reichte er ihr solche, nachdem er das Gift beigemischt hatte. Sie starb, und ohne in Verdacht zu kommen, veranstaltete er ihr ein prächtiges Leichenbegängniß. Nun hielt er nach Verlauf einiger Zeit abermals um Eleonoren an, bekam aber abschlägliche Antwort. Hierauf erschoß er ihren Vater, den Cassino, in einem Garten. Jetzt aber empfand er den Schlag einer unsichtbaren Hand. Anstatt sich zu retten, ging er in das nächste Haus, gab vor, er sei krank, und verlangte ein Bette. Die Leute im Hause ließen einen Arzt rufen, der ihn in Raserei fand. In diesem Zustande schrie er, er habe den Cassino ermordet, und vor einem Jahre seine Mutter vergiftet. Durch ange-

wandte Mittel brachte man ihn wieder zum Gebrauche seiner Sinne. Als man ihm nun vorhielt, was er in der Raserei gesprochen habe, leugnete er zwar, und schrieb jene Reden dem Zustande zu, worin er sich befunden habe. Allein die Bedienten des Cassino fanden den Leichnam ihres Herrn, und weil Alfonso Pistolen bei sich hatte, vermehrte sich der Verdacht gegen ihn. Bei geschärfter Nachforschung bekannte er, und erhielt die verdiente Strafe.

---

79) Das Klopfen auf den Fußboden bringt ein Verbrechen an den Tag.

Aus Arbeitsscheu und Hang zum müßigen Leben hatte J. H. G. Jonas, ein Schneider zu Leipzig, sein Handwerk liegen lassen, und war Lohnbedienter geworden, in der Hoffnung, daß er dann mehr zu genießen, als zu thun haben würde. Da aber auch jetzt die Ausgabe immer noch bei ihm die Einnahme überstieg, so war zu Hause Mangel und Dürftigkeit eingerissen. Eine in der Vorstadt wohnende, betagte Ver-

wandte, hatte ihn zu ihrem Erben eingesetzt, und, wenn auch nicht aus Liebe zu ihm, doch aus Mitleid mit seiner Frau und seinen unschuldigen Kindern, ihn von Zeit zu Zeit unterstützt, ihm aber auch Thätigkeit und bessere Wirthschaft fleißig anempfohlen. Allmählig kommt er öfter, und quält sie um Geld, sie läßt sich auch mehrmahls erbitten, und hilft ihm aus; eines Tages aber weiset sie ihn mit guten Ermahnungen von sich. Innerlich entrüstet, das nicht erhalten zu haben, was er, nach dem gemachten Testamente, schon jetzt als das Seinige betrachtet, geht er fort, kommt aber bald nachher zurück, und wiederholt seine Forderung; sie weist ihn aber nach wie vor ab, indem sie ihm vorstellt, daß ihm die öftere Befriedigung nicht Nutzen, sondern Schaden bringe. Er wird zudringlicher, und da die Muhme in sein Verlangen sich nicht fügen will, zieht er einen Strick hervor, um sie zu erdrosseln. Sie aber nimmt ihre Kraft zusammen, und hält den Strick von sich ab. Da es ihm nun so nicht gelingen will, zieht er ein Messer heraus, wirft sich über die Frau her, die, indem er ihr die mörderischen

Stiche beibringt, einige Male mit dem Fuße auf den Boden aufschlägt. Sie hatte nämlich mit den unter ihr wohnenden Leuten die Verabredung genommen, daß, wenn ihr, als einer einsamen und betagten Person, einmal etwas zustieße, sie auf den Fußboden stampfen wolle, worauf man ihr zu Hülfe kommen möchte. Da nun die Leute jetzt das verabredete Zeichen vernahmen, laufen sie eiligst hinauf, und finden den Mörder noch mit der halb entseelten Frau auf dem Boden liegen. Er springt auf, um zu entfliehen, rennt aber in der Verwirrung, statt nach der Hausthür, unter das Dach, wo er denn der herbei gerufenen Wache weiter nicht entgehen kann.

Er ward der Gerechtigkeit überliefert, und am 20sten August 1790 zu Leipzig geköpft.

---

80) Dibbins Mord kommt auf Veranlassung eines Ballwurfes an den Tag.

Im Jahre 1611 hatte zu Constantinopel, durch die Unvorsichtigkeit der Bedienten des eng-

lischen Gesandten, Ritters Glover, die sich mit Bällen warfen, ein vorübergehender Janitschar das Unglück, mit einem Balle so heftig in ein Auge geworfen zu werden, daß er todt zu Boden stürzte. Dieser Vorfall empörte die übrigen Janitscharen, und sie drangen auf Auslieferung und Bestrafung des Thäters. Der Gesandte mußte also, wollte er wohl oder übel, seine Bedienten vortreten lassen; fünf Janitscharen fielen über den Einen, Namens Dibbins, mit Gewalt her, und behaupteten, daß er der Schuldige sei. Der Ritter glaubte von der Unschuld des Menschen überzeugt zu sein, machte Einwendungen, und bot Geld für dessen Entlassung, aber vergebens. Endlich, in Erwägung, daß es doch besser sei, einen von seinen Leuten aufzuopfern, als durch Widersetzlichkeit vielleicht ihrer noch mehrere der Rache der erbitterten Türken Preis zu geben, ließ er es geschehen, daß Dibbins für schuldig gehalten, und in das Gefängniß abgeführt wurde.

Des andern Tages ließ er den Gefangenen durch seinen Gesandtschaftsprediger besuchen. Diesem bekannte Dibbins, er sei zwar an

dem gegenwärtigen Vorfalle unschuldig, habe aber in England vorsetzlicher Weise einen Mord begangen, sei deßhalb nach Candia geflohen, und von da nach Constantinopel gekommen. Er erkenne, fügte er hinzu, in der Leitung der Umstände Gottes Rache, und wolle sich mit Gelassenheit seinem Schicksale unterwerfen.

81) Beatson, Vater und Sohn, werden durch das Halsband ihres Hundes als Verbrecher entdeckt.

John Beatson und sein Sohn William Wheatlei Beatson, welcher sich Esquire nannte, und in dem vornehmsten Theile der Stadt London wohnte, trieben den Straßenraub gemeinschaftlich. Sie hatten im Julius 1801 die aus Lewes abgehende Postkutsche bei East Grinstead bestohlen; man kannte aber ihre Personen, und wußte ihre Namen, wovon die Postmeister genaue Nachricht erhielten. Die Umstände, welche zu ihrer Entdeckung führten, waren sonderbar. Gleich nach dem Diebstahle reisten sie nach London, erstanden bei

einem großen Auctionator ein Pferd und einen Gig, womit sie auf abgelegenen Landwegen Liverpool erreichten. Ihr Hund verrieth sie. Auf dessen Halsbande stand: „William Beatson Esq. Mountstreet, Grosvenorsquare." — Man fand bei ihnen eine große Menge Wechsel, Banknoten u. s. w., die aus den verschiedenen Briefbeuteln waren genommen worden. Beide hatten ein sehr rechtliches Ansehen, und Beatson, der Vater, war gegen siebzig Jahr alt. Der Strang war ihr Lohn.

---

82) Eine Stecknadel bringt das Verbrechen einer Kindermörderinn an's Licht.

An einem deutschen Fürstenhofe ward vor 30 Jahren eine Kindermörderinn durch eine Stecknadel entdeckt. Man fand nämlich an einem heimlichen Orte den Leichnam eines neugeborenen Kindes, in ein weißes Tuch gewickelt, und dieses mit einer großen stählernen, blau angelaufenen Karlsbader Stecknadel zugesteckt. Nun ergab sich, daß niemand im Schlosse dergleichen

Stecknadeln gehabt, als eine Prinzessin des Hauses und ihre Hofdame, welche beide einige Zeit vorher im Karlsbade gewesen waren. Zugleich ward man eingedenk, daß das Kammermädchen der Hofdame ein Paar Monate zuvor gekränkelt habe, und besonders in einer Nacht sehr unruhig gewesen sei. Die Dirne ward also vorgenommen, gestand auch ohne lange Weigerung, daß sie wirklich das Kind geboren und getödtet, und die Stecknadel von der Toilette ihrer Gebieterinn weggenommen habe.

---

83) Ein Hund bezeichnet zu Utrecht den Mörder seines Herrn in Harlem.

Folgende Geschichte trug sich am Ende des Jahres 1803, zum Theil unter den Augen des Erzählers, in Utrecht zu. Die französische Garnison stand eben im Begriff, auf die Wache zu ziehen; eine Menge Menschen hatte sich versammelt, um das Schauspiel mit anzusehen. Das anhaltende Bellen eines Hundes, das sich auf einmal erhob, zog die Aufmerksamkeit der

Menge

Menge auf einen Bauer, der sich auch gegenwärtig befand, und der von einem Hunde unaufhörlich verfolgt wurde.

Eine sehr üble Gewohnheit der niedern Volksklassen in Holland besteht darin, daß sie beständig ein scharfes Messer bei sich tragen, mit dem sie bei zufälligen Beleidigungen eben so geschwind bei der Hand sind, als die Italiäner mit ihren Dolchen. Dießmal war der Beleidiger zwar bloß ein Hund; dennoch zog der Bauer sein Messer, und setzte sich damit in Vertheidigungsstand. Der Hund gehörte einem französischen Officiere, der unterdessen herbei gekommen war, und es sehr übel nahm, daß man sich an seinem Hunde so thätlich vergreifen wollte. Er schimpft auf den Bauer, und dieser ist unvorsichtig genug, die Schimpfworte zu erwiedern. Augenblicklich ergreift ihn Eine von den zahlreichen Wachen, womit der Platz besetzt ist, um ihn auf die Hauptwache zu bringen.

Da die Sache ein Polizeivergehen betraf, so sollte der Verhaftete Nachmittags an den Polizei-Direktor abgeliefert werden. Dieser hatte

unterdessen von Harlem eine Requisition erhalten, worin er angewiesen ward, auf einen Kerl Acht zu haben, der sich eines zu Harlem begangenen Mordes sehr verdächtig gemacht habe, und, dem Verlauten nach, sich zu Utrecht aufhalte. Man hatte die Vorsicht gebraucht, eine sehr detaillirte Beschreibung des vermeinten Mörders beizufügen, und diese machte, daß der Polizei-Direktor in gegenwärtigem Inculpaten, sobald er ihn erblickte, einige der ihm bezeichneten Züge zu erkennen glaubte. Sogleich fängt er an, ihn zu examiniren. Jener stottert, verwirrt sich; kurz, das Verbrechen kommt an den Tag. Er ist wirklich der Mörder, welchen man in ihm vermuthete.

Und jener Hund, der auf eine so sonderbare Art zur Enthüllung des Mordes beigetragen hatte, war — der Hund des Erschlagenen. Sein jetziger Eigenthümer hatte vorher zu Harlem in Garnison, und zwar gerade in dem Hause gelegen, wo die Mordthat vorgegangen war. Nur mit Mühe konnte der Hund von dem Leichname seines entleibten Herrn weggebracht werden, und dieser Beweis von An-

hänglichkeit bewog den Officier, ihn mit sich zu nehmen.

---

84) Zwei Mörder werden auf der Kanzel entdeckt.

Als ein Geistlicher in Nord-England einst auf die Kanzel trat, und seine Bibel aufschlug, fand er in derselben einen Zettel, den er anfangs für die Abkündigung einer Verehlichung hielt. Als er ihn aufmachte, fand er ganz deutlich die Worte geschrieben: Johann P** und Jakob D** haben einen Reisenden ermordet, und in dem Baumgarten verscharrt. Der Prediger fragte nachher den Küster, ob er den Zettel hinein gelegt habe; und dieser verneinte es. Nun wollte der Prediger nichts weiter sagen, weil die Namen, welche auf dem Zettel geschrieben standen, die Namen des Küsters und des Glöckners waren. Er ging aber zum Richter, um den Zettel vorzuzeigen, und siehe; nun waren die Schriftzüge, die wahrscheinlich mit einer eigenen Dinte geschrieben waren, verschwunden, und er wurde ausgelacht. Doch nach einigen

Stunden kam er wieder, und bewog den Richter, beide Leute zu verhören, die dann nicht einerlei Rede führten. Der Glöckner bekannte, der Reisende sei bei ihnen eingekehrt; der Küster aber sagte, er sei den ganzen Abend bei dem Glöckner gewesen, habe aber keinen Fremden gesehen. Man fand Goldmünzen und Kaufmannsware in den Häusern der Angeklagten; sie wußten aber sich gut herauszureden. Der Prediger erinnerte sich aber auch, auf dem Zettel den Ort gelesen zu haben, wo der Reisende eingescharret liege. Nun wurde der Leichnam daselbst gefunden, und die Mörder bekannten. (Fielding im Tom Jones.)

---

85) Rehburgs Mörder werden durch einen fehlenden Schuh verrathen.

Ein unbedeutender Umstand offenbarte einst die schreckliche Mordthat, welche den 28sten Jänner 1713 zu Rehburg geschehen war. Sechs Personen kommen auf dem Rathskeller daselbst zusammen, und verbinden sich mit dem Keller-

wirth, den dortigen Prediger, ihrer Aller Beichtvater, zu bestehlen. In der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr brechen sie in des Predigers Schlafkammer. Der erwachte Prediger redet sie an, und ruft sein Gesinde zu Hülfe. Sie aber fallen über ihn her, zerschneiden ihm Mund und Gesicht, weil sie die Gurgel verfehlen, zerschlagen ihm den Kopf mit einem Beile, und werfen ihn zum Fenster hinaus in den Graben. Eine ihm zu Hülfe eilende Magd wurde sogleich nieder geschlagen, und nun wollten sie den Diebstahl vollführen. Allein durch einen Umstand, den sie nicht bedacht hatten, wurden sie daran gehindert, und durch einen andern, noch geringeren, entdeckt. Sie hatten nicht Acht darauf gegeben, daß der Prediger noch nicht ganz todt war. Er lag in dem Graben, und winselte; dieß hörte die Nachbarschaft. Es wurde Lärm, man zog die Sturmglocke, und die Mörder eilten unverrichteter Sache in der Finsterniß geschwind nach Hause, in der Meinung, daß sie keiner gekannt habe und verrathen würde.

Allein, was verrieth sie mit einem Male? ein zurückgebliebener und verlorner Schuh!

Sogleich wurde Haussuchung angestellt. Als man in das Haus eines Schneiders, Christoph Koch, kam, fand man ihn ruhig in seinem Bette; aber einen Schuh vor dem Bette stehen. Man hielt den andern dagegen, und Schuh und Schnalle wurden seine Verräther. Er gestand die That sogleich, gestand die Mitschuldigen, und empfing mit ihnen den Lohn der Gerechtigkeit.

---

86) Einfalt verräth einen Dieb und Meineidigen.

P**, ein Landmann zu S**, der als ein unredlicher und gewissenloser Mensch im ganzen Dorfe bekannt war, hatte einem andern Einwohner eine Anzahl Obstbäume gestohlen, und solche auf seinen Grund und Boden verpflanzt. Der Eigenthümer suchte nach, erkannte die Bäume an dem in die Rinde fast unbemerkbar eingeschnittenen Anfangsbuchstaben seines Namens, und belangte den Entwender gerichtlich. Da dieser nicht bei dem Diebstahle ertappt, und, außer den eingeschnittenen Buchstaben, kein Beweis

vorhanden war, so wurde ihm der Reinigungseid zuerkannt, und er schwur sich los. Der Kläger mußte ihm also eine Ehrenerklärung thun, und die Gerichtskosten tragen. Indeß hielt Jedermann die Sache für moralisch gewiß, da man den P** schon kannte. Als dieser von der Gerichtsstube kömmt, begegnet ihm der Verwalter des Rittergutes, der es weiß, daß er sich losgeschworen hat, tritt mit einer angenommenen Vertraulichkeit zu ihm, und spricht: Dummer Kerl! konntet Ihr nicht die Namen aus den Bäumen herausschneiden, so waret Ihr von allem Verdachte frei! Ja freilich, antwortete Jener; aber wer besinnt sich gleich auf Alles! — So verrieth der unbesonnene Bösewicht sich selbst als Dieb und Meineidigen zugleich.

---

87) Das Bruchstück eines Briefes bringt Verbrechen an den Tag.

In Venedig — unterhielt eine nicht übel gestaltete Person von mittlern Jahren, die unter sehr vortheilhaften Bedingungen an einen ange-

sehenen Mann, von etwas ungleichem Alter, verheirathet worden war, eine vertraute Freundschaft mit einem jungen Menschen, der einst als Kammerdiener gedient hatte. Um nun die Freuden ihres Umganges desto ungestörter zu genießen, wünschten Beide, daß der lästige Ehemann bald sterben möchte. Als dieser Wunsch zu lange unerfüllt blieb, faßte man den abscheulichen Entschluß, ihn zu ermorden. Sowohl die Frau, als der Hausfreund, sprachen einige Wochen vorher mit vieler Bedauerung, bei ihren Bekannten und Freunden, von einer weiten Reise, welche der alte Herr, wegen wichtiger Angelegenheiten, zu unternehmen hätte; der Tag der Abreise kam heran, und der alte Herr war fort.

Die zärtliche Frau will sich über ihres Gatten Abwesenheit gar nicht trösten lassen, und als sie bald darauf einen Brief von ihres Mannes Tode erhält, scheint sie in Verzweiflung zu gerathen. Keine Vorstellung, kein Trost vermag sie zu beruhigen; doch die Zeit mindert jeden Schmerz, und es dauerte nicht lange, so heirathete sie ihren Hausfreund.

Von ungefähr wird einst aus einem Brun-

nen der Kopf eines Menschen gezogen, der im Gesichte durch Messerschnitte so verunstaltet ist, daß man keine Gesichtszüge erkennen kann. Das Gericht läßt, nach Gewohnheit, das Haupt zur öffentlichen Schau ausstellen, damit jeder, der darüber einige Auskunft zu geben wisse, sich melden könne; allein es findet sich niemand. Der Rath, der sich ungern von der Verschmitztheit des Verbrechers überlistet sieht, beschließt, das Haupt, in Weingeist gelegt, noch länger auszusetzen. Indessen schenkte man einem, in den Haaren des Hauptes, entdeckten Theile einer Papillote, diesem geringen Bruchstücke eines Briefes, alle Aufmerksamkeit, obgleich nur einige unbedeutende Worte darauf standen. Der Rath zu Venedig ließ das Stück Papillotte von einem geschickten Künstler genau so, wie es war, in Kupfer stechen, und an allen öffentlichen Orten im ganzen Staate mit der Weisung vertheilen, daß derjenige, dem diese Schrift bekannt wäre, es gegen eine bestimmte Belohnung anzeigen möchte. Einige Zeit darauf erscheint ein Mann, welcher darthut, die Schrift wäre die seinige, und erklärt, daß das

in Kupfer gestochene Bruchstück der Theil eines Briefes sei, den er vor einigen Jahren an seinen Bruder in Venedig geschrieben zu haben, sich noch ganz wohl erinnere.

Nun fand sichs, daß dieser Bruder eben der Mann war, welcher, wegen wichtiger Geschäfte, verreiset und unterweges gestorben sein sollte. Man forscht nach der Frau, nach ihrer ehemaligen Lebensart und nach ihren jetzigen Umständen. Ein, unter der Nachbarschaft und den Anverwandten des Verstorbenen, schon längst im Stillen genährter Argwohn, bestätigte den Verdacht, und die Frau ward, nebst ihrem jetzigen Manne, eingezogen und verhört. Nachdem sie beide bekannt hatten, daß sie an dem Tage der vorgegebenen Abreise des Alten, ihn noch schlafend im Bette ermordet, seinen Körper in Stücke getheilt, und in verschiedene Kanäle, das Haupt aber in den Brunnen, worin man es gefunden, geworfen hätten, wurden sie im Jahre 1780 auf dem Marktplatze zu Venedig enthauptet.

88) Die Hand eines Ermordeten bringt den Verbrecher an den Tag.

Bei Itzehoe in Holstein fand man den Leichnam eines unbekannten Fremden, und entdeckte daran Spuren einer gewaltsamen Ermordung. Die Gerichtsbarkeit kam auf den eigenen Gedanken, dem Leichname eine Hand abhauen, und solche an das Gitter des Stadtgefängnisses, mit einer Beschreibung des gefundenen Körpers, anzuhängen. Zehn Jahre nachher ward ein Mensch, wegen eines geringen Verbrechens, in dieses Gefängniß gebracht. Als er die Schrift las, verfärbte er sich, und ward so blaß wie ein Todter. Der Stockmeister bemerkte es; man drang in den Verbrecher; er bekannte, und litt seine Strafe. (Fielding.)

89) Das Brustbild einer Erschlagenen verräth den Mörder derselben.

Ein Edelmann in Frankreich hatte eines Tages mehrere Officiere, und unter ihnen auch den Vater des Herrn, welcher nachstehenden

Vorfall dem Richter Fielding zu London erzählt hat, zur Tafel gebeten. Als man sich eben setzen wollte, erblickte einer der Officiere ein an der Wand hängendes Bildniß, und rief augenblicklich aus: „Gott, ich bin verloren! Nehmt es doch weg! ich kann es nicht ansehen.“ Mit diesen Worten sank er zu Boden; man sprang hinzu, und richtete ihn auf; kaum aber hatte er das Bildniß wieder erblickt, so rief er von neuem: „Da ist sie ja noch! Nehmt sie doch weg; ich muß sonst Alles bekennen.“ Man hielt den Mann für krank, brachte ihn zu Bette, und öffnete ihm eine Ader. Nun hatte man aber doch deutlich bemerkt, daß sein Zufall mit dem im Zimmer hängenden Bildnisse in Zusammenhange stehe. Es entstand also die Frage, wessen Bildniß das sei. Der Hausherr gab zur Antwort, es sei das Bild einer Dame, die man vor zwei Jahren bestohlen und ermordet habe. Ihr Nachlaß, fügte er hinzu, sei verkauft worden, und er habe das Bild erhandelt, weil es von einem geschickten Meister gearbeitet sei. Er selbst aber erkundigte sich nun bei den übrigen Officieren nach der Person des Kranken, den er nicht wei-

ter kannte, sondern bloß aus Höflichkeit für sie als einen ihres Gleichen mitgebeten hatte. Jene erklärten, sie wüßten selbst nicht, wer er eigentlich sei; man habe ihn für Geld, ohne weitere Empfehlung, bei dem Regimente aufgenommen, wie dieß in Frankreich damals nichts Ungewöhnliches war. — Als der Kranke zu sich selbst kam, sagte er, er sei dergleichen Zufällen oft unterworfen; indeß konnte er den Wundarzt nicht ohne merkliche Verwirrung ansehen. Der Hausherr bemerkte das, nahm den Wundarzt mit sich in ein anderes Zimmer, und fragte ihn, ob er etwa den Mann kenne. Der Wundarzt antwortete, diesen Officier zwar kenne er nicht; vormals sei ihm aber ein Landstreicher bekannt gewesen, dem dieser ungemein ähnlich sehe. Der Edelmann bat hierauf den Wundarzt, wieder zum Kranken zu gehen, und ihn bei seinem Landstreichernamen zu nennen, um zu sehen, was für eine Wirkung das thun werde. Schlage die Probe fehl, setzte er hinzu, so dürfe er ja nur um Vergebung bitten. Das geschahe. Der Wundarzt nahm den Officier vertraulich bei der Hand, und sagte: „Nun, Peter, wie gehts?

In so stattlichem Aufzuge hätte ich Dich hier nicht wiederzufinden gemeint.“ Bei dieser Anrede schrie Jener im Tone der Verzweifelung: „Nun bin ich gefangen! Ich will Alles bekennen.“ Die Gesellschaft kam herbei, und er gestand: er sei in die Behausung jener Dame geschlichen, habe mit Beistand eines Bedienten das Haus bestohlen, und die Dame ermordet; dann auch den Bedienten getödtet und im Keller vergraben, damit man glauben solle, dieser habe den Streich verübt, und sei entlaufen. Dem fügte er bei, daß er hundert und funfzig Louisd'or gefunden habe, und vermittelst dieser Summe zum Regimente gekommen sei. Er ward lebendig gerädert. (Strafen geheimer Verbrecher.)

---

90) Alibius wird als der Mörder seiner Frau entdeckt.

Alibius, Einwohner von Spreasa, einige Meilen von Brescia im Venetianischen, wurde seiner Frau, die Menille hieß, über-

drüßig, verließ sie mit ihrer Tochter Amalie, und wandte sich nach Brescia. Um die Philathee heirathen zu können, ging er nach Spreasa zurück, brachte seiner Frau Gift in Milch bei, und begab sich wieder nach Brescia. Die Frau starb aber nicht; deßhalb ging er abermals dahin, ihr stärkeres Gift beizubringen, änderte aber den Vorsatz, da er zu bemerken glaubte, seine Tochter halte ihn wegen der Milch, nach welcher die Mutter krank geworden war, in Verdacht. Nun kam er zum dritten Male, und zwar in der Nacht. Nachdem ein Kind, welches ihn nicht kannte, ihm die Thür geöffnet hatte, erschlug er seine Frau im Bette, ritt so schnell zurück, daß er am Morgen frühe wieder in Brescia war, und jammerte laut, als dieser Mord bekannt wurde. Hierauf heirathete er die Philathee, und hielt sich lange Zeit hierdurch sehr glücklich, bis eines Tages ein Mann von Spreasa in einem Weinhause zu Brescia sagte, Albius und seine Tochter hätten die Menille erschlagen. Die Sache kam vor Gericht. Albius bewies, daß er zur Zeit der Ermordung nicht aus Brescia gekommen sei, und

verlangte Abbitte und Ehrenerklärung. Indessen wandten sich die Richter an die Tochter. Das unschuldige Mädchen entdeckte ihren Verdacht. Dieses hielt man indeß anfangs nur für eine List, ihr Leben zu retten. Ein Apotheker-Gesell aber sagte aus, er habe Gift an den Vater verkauft. Dagegen erwiederte dieser, er habe solches gegen Ratten gebraucht; auch sei die Frau nicht vergiftet, sondern erschlagen worden, und er sei zu der Zeit in Brescia gewesen.

Nun wurde noch ein anderer Umstand bekannt. Das Pferd des Allibius hatte in der Nacht, da der Mord geschehen war, von dem starken Rennen Schaden genommen. Der Schmied, der es verbunden hatte, ward gefordert. Allibius gab vor, er habe das Pferd einem jungen Menschen geliehen, und dieser habe den Schaden verursacht. Dieses untersuchten die Richter genauer, befanden es falsch, entdeckten nun Alles, und Allibius, drei und siebenzig Jahre alt, ward hingerichtet.

---

91) Heuchler-Bosheit kommt an's Licht.

Ein junger Mensch, der in Kurland bei seinem Bruder als Knecht diente, ein abscheulicher Heuchler, gab vor, bei Gott in besonderer Gnade zu stehen. Bei Beleidigungen stellte er sich gelassen an, tödtete aber heimlich dem Gegner ein Stück Vieh, und sagte dann, Gott habe ihnen das Unglück zugeschickt, weil sie ihn, seinen Geliebten, angetastet hätten. An einem Sonntage sollte er bei üblem Wetter nach Liebau fahren; als der Bruder seine Entschuldigung, daß er zum heiligen Abendmahle gehen müsse, nicht gelten ließ, und er doch fahren mußte, so steckte er aus Rachsucht ihm heimlich die Scheune an, und ermahnte ihn dann, hierbei Gottes Strafe zu bemerken. Am folgenden Sonntage ging er zum Abendmahle. Der Prediger, ein Greis, ließ, da der Heuchler hinzutrat, das Brod fallen, welches dieser wieder aufnahm; den Kelch wollte der alte Mann recht fest halten, fing aber an zu zittern, so daß der Wein verschüttet wurde. Nun gerieth der Heuchler auf den Gedanken, der Prediger habe absichtlich gehandelt, weil er ihn als

einen Bösewicht kenne, und am Abendmahle nicht habe wollen Theil nehmen lassen. Er folgte ihm deshalb vom Altare in die Sakristei nach, bekannte, das Feuer angelegt zu haben, bat, ihn nicht zu verrathen, und versprach Besserung. Da aber die Sache nicht verschwiegen werden durfte, so erhielt er die verdiente Strafe.

Dritter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im absichtlichen Aufschub wohlverdienter Strafe.

92) Doue's Mörder empfängt nach zwanzig Jahren den verdienten Lohn.

Im Jahre 1551 wurde zu Paris eine junge Frau, die um Mitternacht in die Messe ging, bei der Kirche von Sainte Opportune ermordet. Ihre Ringe und was sie sonst an Kostbarkeiten bei sich hatte, wurden ihr geraubt. Der Mörder hatte ihr mit einem Hammer einen Schlag auf den Kopf gegeben, und diesen Hammer neben dem Leichname zurückgelassen. Man fand, daß er einem Schlosser, Namens Hadrian Doue, zugehöre. Diese Anzeige veranlaßte, daß der Schlosser auf die Folter gebracht wurde. Er bekannte nichts, und wurde freigesprochen. Allein die Folter hatte ihn so zum Krüppel gemacht, daß er nicht mehr im Stande war, zu arbeiten, und im äußersten Elende sterben mußte.

Mehr als zwanzig Jahre verliefen, ohne daß man die geringste Spur von dem Mörder bekam, bis endlich eine neue Frevelthat ihn in die Hände des Richters lieferte. Ein gewisser Unterbedienter bei dem Steuerkammer-Gericht, Namens Johann le Flammeng, hatte Geschäfte auf dem Dorfe Leu-Taverny bei Montmorency. Unvorsichtiger Weise erzählte er während des Essens im Gasthofe, in Gegenwart vieler Einwohner des Dorfes, er habe seine Frau krank zurückgelassen mit einem einzigen Aufwärter, der noch dazu ein ganz junger Bursche, und beinahe noch ein Kind sei. — Unter den Leuten, die diese Erzählung mit anhörten, war ein alter Mann, Namens Monstier, mit seinem Schwiegersohne. Diese beiden Menschen gingen sogleich nach Hause, packten eine junge Gans auf, nahmen jeder ein Tuch voll Kirschen, und liefen noch in derselben Nacht nach Paris. Vormittags um zehn Uhr kamen sie vor le Flammengs Haus, und klopften an. Die Frau kam ans Fenster, und fragte, was sie verlangten. Sie antworteten: sie seien von ihrem Manne abgeschickt, ihr diese Gans und Kirschen

zu bringen. Der junge Aufwärter öffnete ihnen darauf die Hausthür. Sie gingen hinein, schlossen hinter sich zu, fielen sogleich über den Knaben her, und ermordeten ihn. Auf das Schreien des Knaben, und auf den Lärm, der durch seine Gegenwehr entstand, lief die Frau auf eine Galerie, die in den Hof ging. Sie sah Blut auf dem Pflaster, und fragte, was das zu bedeuten habe? „Es ist Blut von der Gans," rief ihr der eine Bösewicht zu, während der andre die Treppe hinauf lief, um sie selbst zu überfallen. Allein sie merkte Unrath, sprang in ihre Stube, schloß sich ein, und schrie aus den Fenstern um Hülfe. Sobald die Mörder dieß hörten, waren sie nur auf ihre Flucht bedacht. Sie sprangen nach der Thüre; der Schlüssel steckte noch darin. Allein in der Angst und Eile drehten sie den Kamm ab, und nun waren sie gefangen. Der jüngere kroch in ein Kamin, der andere in einen Keller, und von da in einen Brunnen. Indeß sprengten die Nachbaren die Hausthüre. Man durchsuchte das Haus, und zog die Mörder aus ihren Schlupfwinkeln hervor. In vier und zwanzig Stunden war ihnen der Prozeß gemacht. Das Cha-

telet verurtheilte Beide: lebendig gerädert zu werden, und 300 Livres zur bürgerlichen Schadloshaltung an le Flammeng zu bezahlen. Das Parlament bestätigte das Urtheil, und man führte sie sogleich zum Richtplatze.

Auf dem Schaffot bat der Alte noch um einen kleinen Aufschub, und verlangte die Wittwe des Hadrian Doué zu sprechen. Da sie kam, bat er sie um Verzeihung, und bekannte sich als den Urheber jenes Mordes, der vor zwanzig Jahren bei der Kirche von Sainte Opportune geschehen sei; den dabei gebrauchten Hammer, setzte er hinzu, habe er am Abend vorher aus der Werkstatt des einst gefolterten Schlössers gestohlen. Nach diesem Bekenntnisse des Bösewichtes, welches man sogleich zu Protocoll bringen ließ, wurde das Todesurtheil an ihm vollzogen.

---

93) Marie d'Aubray findet den Lohn ihrer Thaten.

Marie d'Aubray, eine junge Dame in Frankreich, wurde 1651 an den Marquis Brin-

villier verheirathet, welcher 30,000 Livres jährliche Einkünfte hatte, und mit ihr einen Brautschatz von 200,000 Livres erhielt. Bald nach der Verbindung hing sie sich an den Capitain Sainte-Croix. Dieser wurde, auf Ansuchen ihres Vaters, in die Bastille gesetzt, wo er die Bekanntschaft eines Italiäners, Namens Exili, machte, der ihn die Giftmischerei lehrte. Als Beide nach einem Jahre frei wurden, behielt Sainte-Croix den Exili so lange bei sich, bis er seine unselige Kunst völlig erlernt hatte, in welcher er nun auch die Marquise unterrichtete. Als diese die Anfangsgründe begriffen hatte, nahm sie die Maske einer Betschwester an, speisete die Armen, bediente die Kranken im Hotel-Dieu, und gab ihnen Arzeneien, aber nur, um an diesen Hülflosen die Stärke ihrer Gifte unbemerkt versuchen zu können. Endlich erkaufte sie des Sainte-Croix Bedienten, der La Chaussee hieß, um ihrem Vater, bei dem sie ihn in Dienst brachte, und ihrem Bruder Gift beizubringen. Dem Ersten wurde zehnmal Gift gegeben, ehe er starb; geschwinder starb der Sohn, ein Parlamentsrath.

Die Sache kam endlich auf eine sonderbare Weise ans Licht. Sainte-Croix pflegte, wenn er Gift kochte, eine gläserne Maske vorzuhaben; diese fiel ihm einmal ab, er erstickte, und man fand ihn todt in der Werkstätte. Die Obrigkeit ließ den Nachlaß dieses Mannes, der keine Familie hatte, aufschreiben, und da fand sich ein Kästchen, woran der Verstorbene die schriftliche Bitte geheftet hatte, daß man es nach seinem Tode ungeöffnet der Marquise Brinvillier zustellen, oder, falls diese nicht mehr leben würde, verbrennen solle. Nichts hätte die Eröffnung sicherer veranlassen können, als gerade diese sonderbare Bitte; und da fand sich nun ein großer Vorrath Gift, mit Zetteln, worauf die verschiedenen Wirkungen bemerkt waren, die sich durch Versuche an Thieren ergeben hatten. Als die Marquise Brinvillier von dem Tode ihres Liebhabers und Lehrmeisters Nachricht erhielt, verlangte sie das Kästchen, und suchte, da man es ihr verweigerte, es durch Bestechung der Gerichtsdiener zu erhalten. Als ihr auch dieß fehlschlug, entwich sie aus Frankreich. La Chaussee blieb in Paris, machte sogar noch Anspruch

auf die Verlassenschaft des Sainte-Croix, wurde festgesetzt, bekannte mehr Verbrechen, als man bei ihm vermuthet hatte, und ward 1673 lebendig gerädert. Der Brinvillier ward ein schlauer Gerichtsdiener nachgesendet, der sie zu Lüttich im Kloster auffand. Um sie aus demselben herauszulocken, verkleidete er sich als ein Abbé, suchte ihre Bekanntschaft, spielte die Rolle eines Liebhabers, beredete sie zu einer Lustreise, nahm sie gefangen, und fand unter ihren Sachen eine von ihr eigenhändig aufgesetzte Beichte, die das vollständigste Register aller ihrer Uebelthaten war. Sie bekannte darin, Feuer angelegt, und mehrere Menschen aus der Welt geschafft zu haben. Trotz aller List, die sie zu ihrer Befreiung aufbot, wurde sie nach Paris gebracht, wo sie anfänglich alles leugnete, und im Gefängnisse, um sich die Langeweile zu vertreiben, noch Piquet spielen wollte. Aber sie ward überführt, und am 16ten Julius 1676 als eine freche und höchstleichtsinnige Sünderinn hingerichtet. (Beckmanns Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, Seite 271.)

94) Wie die That, so der Lohn.

Der Marschall von Ancre und seine Gemahlinn gehören zu den Schandflecken in der französischen Geschichte. Beide kamen mit Marie von Medicis, der Gemahlinn Heinrichs des Vierten, nach Frankreich; er unter dem Namen Loucini, und sie unter dem Namen Galligai. Loucini war der Sohn eines Schreibers, und Galligai die Tochter der Amme der Königinn. Galligai war eins der häßlichsten weiblichen Geschöpfe, besaß aber viel Verstand, und ward von der Marie unaussprechlich geschätzt. Diesen Vorzug wußte sie so zu benutzen, daß sie bald, unter dem Titel einer Kammerfrau, die Gebieterinn ihrer Königinn ward. Loucini war anfangs bloß Kammerjunker, und hernach Oberstallmeister, heirathete aber die Galligai, und schwang sich dadurch auf das erstaunendste empor. Beide wußten selbst wohl, daß es nicht Freundschaft und Liebe, sondern Stolz und Eigennutz wären, welche ihre Heirath stifteten; inzwischen erreichten sie ihre Absichten wirklich, und brachten Ehre und Reichthum in Menge an sich.

Heinrich der Vierte starb. Nun übten sie vollends eine unumschränkte Gewalt über Marie aus, und bedienten sich der Minderjährigkeit Ludwigs des Dreizehnten, um alles im Lande nach ihrem Gefallen einzurichten. Loucini kaufte das Marquisat von Ancre, ward Statthalter, und dann Marschall von Frankreich. Die Vorsehung schien unterdessen gegen dieses Paar Bösewichter gleichsam in den Ruhestand versetzt zu seyn; oder vielmehr, es war, als wollte sie es ihnen selbst überlassen, ihren Fall zu bereiten.

Ludwig der Dreizehnte ward König, aber nur dem Namen nach; der eigentliche König war der Marschall von Ancre. Er entfernte noch alle übrigen rechtschaffenen Räthe, und besetzte ihre Stellen mit lauter vor ihm kriechenden Menschen. Er ging mit den königlichen Einkünften nach seinem Gefallen um, gab alle Aemter an wen er wollte, suchte dadurch seinen Anhang, im Lande sowohl als unter dem Heere, noch immer mehr zu verstärken, und setzte durch Beispiele der strengsten Rache, die er an Leuten, die nicht Par-

tei mit ihm machen wollten, ausübte, Alles in Furcht und Schrecken. Der König war stets von einigen seiner Kreaturen, wie von einer Wache, umgeben, die jeden Diener und Unterthan von ihm abhalten mußten, damit Niemand ihn allein spräche, und er weiter nichts erführe, als was er erfahren sollte. Misbilligte er Verordnungen, die man ihm zur Unterschrift vorlegte, so mußte er seinen Unwillen verbergen; wollte er Gutes thun, so kam es erst darauf an, ob man gütig genug sein würde, ihn gnädig sein lassen zu wollen.

Endlich schlug der Gerechtigkeit Stunde. Ludwig, seiner Dienstbarkeit überdrüssig, dachte ernstlich darauf, sich von ihr zu befreien. Der Plan ward entworfen, sich des Marschalls zu bemächtigen, und ihm, als einem schweren Majestätsverbrecher, vor dem Parlamente feierlich den Proceß machen zu lassen. Theils aber hatte der Marschall immer eine sehr zahlreiche Mannschaft von Edelleuten zu seiner Bedekkung bei sich; theils erblickte Ludwig bei der Weitläuftigkeit eines Processes viel Gefahr für sich selbst. Es ward also beschlossen, ihn ge-

radezu ermorden zu lassen. Dieß geschah auf der Brücke des Louvre durch einige Pistolenschüsse. Kaum erfuhr Ludwig den glücklich vollbrachten Meuchelmord, so rief er öffentlich zu seinen Schloßfenstern hinaus — „Gott sei Lob und Dank! nun bin ich König!“

Alles schnaubte nun Rache; Jeder nach seiner Art. Das Volk riß den Körper des Marschalls wieder aus seinem Grabe, henkte ihn bei den Füßen an einen von den Galgen, die der Bösewicht für diejenigen hatte errichten lassen, welche übel von ihm reden würden, schnitt ihm Nase und Ohren ab, schleppte ihn durch die Gassen, verbrannte ihn zum Theil vor der Bildsäule Heinrichs, und briet das Uebrige für die Hunde. Das Parlament übte seine Rache nach den Gesetzen aus. Es machte das Gedächtniß des Ermordeten unehrlich, verdammte seine Gemahlinn, die über seine Ermordung keine Thräne vergoß, nach abgeschlagenem Kopfe, zum Scheiterhaufen, erklärte ihre Kinder für unedel, und bemächtigte sich der ganzen unermeßlichen Hinterlassenschaft Beider.

So endigte das mit dem höchsten Glanze umgebene Leben zweier Bösewichter! So übte das Schicksal, hier einmal nach langem Zögern, um so schaudervoller Gerechtigkeit!

Vier.

Vierter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar durch die Gewalt des Gewissensgefühls und der tief empfundenen Reue.

95) Der gebesserte Menschenhändler.

Ein Mensch zu Nantucket hatte viele Jahre den Negerhandel getrieben, und rühmte sich dessen sogar gegen seinen Nachbar, einen Quaker. Einige Zeit nachher verlor er sein Kind, ohne daß man wußte, wo es hingekommen war. „Vielleicht, sagte der ehrliche Quaker, hat es ein Schiffskapitän geraubt, um es in einem fremden Lande zu verkaufen.“ O! wie wäre das möglich, erwiederte der unglückliche Vater mit Thränen. „Möglich? Eben so möglich, als es Dir gewesen ist, von der Küste von Guinea alle die Schwarzen zu stehlen, die Du auf den Inseln verkauft hast.“

Dieß machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß er auf der Stelle dem infamen und strafbaren Negerhandel abschwur. Kurz darauf

wurde sein Kind zurückgebracht, und er schien es nur darum verloren zu haben, damit es ihm, so oft ers ansähe, diese nachdrückliche Lection geben möchte.

Oft fühlt der unempfindliche Mensch das mit kaltem Blute Andern zugefügte Unrecht nicht eher, als bis er selbst erfährt, wie es ihm thut, wenn ihm ein Gleiches begegnet.

96) Wunderbare Entdeckung eines Mörders in London.

Ein Kaufmann in London brachte seinen Gegner auf eine boshafte und grausame Art um's Leben. Um nicht entdeckt zu werden, zog er nach einem fernen Lande, ward aber auch da überall von Gemüthsunruhe geplagt. Nachdem er zwanzig Jahre herumgestrichen war, entschloß er sich, unter verändertem Namen, nach England zurückzukehren, in der Hoffnung, daß ihn die Zeit und die Reisen unkenntlich gemacht haben würden. Noch an dem Tage, da er in London angekommen war, hörte er, als er eben vor dem

Hause des von ihm Getödteten vorbeiging, eine Stimme, die da schrie: „Haltet ihn, haltet ihn! Er ists!“ Bei diesen Worten fing er an zu laufen, und der Pöbel lief hinter ihn drein. Bald sah er sich von vielen Leuten umringt, und gerieth dergestalt außer Fassung, daß er bekannte, er sei der Schuldige. Als das Volk dieses Bekenntniß vernahm, wollte es ihn in das Wasser werfen; er sollte aber vorher das Gestohlene hergeben. Er schwur, daß er zwar seinen Nachbar umgebracht, aber ihm nichts gestohlen habe. Bei dieser Antwort sahe das Volk ein, er sei nicht der Dieb, den man verfolgen wollte. Man brachte ihn zum Richter; er bekannte sein verjährtes Verbrechen, und wurde, nach so langer Abwesenheit, nun doch an dem Orte, wo er gesündigt hatte, gehängt. (Fielding.)

97) Carls XII. Meuchelmörder entdeckt erst nach 62 Jahren sich selbst.

Man hatte, wie bekannt, schon immer vermuthet, daß die, im Jahre 1718 bei Friedrichs-

hall in Norwegen, geschehene Ermordung Carls XII. von Schweden nicht durch den Feind, sondern von des Königs eigenen Leuten begangen worden sei. Um das Jahr 1780 — so wenigstens berichteten damals öffentliche Blätter — ließ ein alter eisgrauer Mann, der in seiner Jugend unter Carls Armee gedient hatte, und jetzt äußerst schwach darnieder lag, seinen Beichtvater zu sich rufen, und erklärte diesem, daß er nicht eher sterben könne, bis er ihm ein Geheimniß anvertraut habe, das ihm schwer auf dem Herzen liege. Nachdem der Prediger die Anwesenden hatte hinausgehen lassen, beichtete der Sterbende: Er habe, durch Bestechung gewonnen, den König Carl vor Friedrichshall erschossen.

98) Ein Mordbrenner gesteht, nach Anhörung einer Predigt, sein Verbrechen.

Auf einem Dorfe in der Lausitz war eine begüterte Wittwe, die ein junger Mensch zu heirathen wünschte. Sie aber konnte und wollte

dieses nicht, sondern heirathete einen Andern. Dadurch ward er so sehr zur Rache gereizt, daß er öffentlich sagte: er wolle es ihr so gedenken, daß sie um Hab und Gut kommen solle. Ob nun gleich diese leichtsinnigen Reden nicht sehr geachtet wurden, so stand doch einige Tage nach der Hochzeit, an einem Sonntage früh, Haus und Hof dieser Frau im Feuer, und brannte bis auf den Grund ab. Bei der schärfsten Untersuchung war man nicht im Stande, auch nur einige Spuren von dieser schrecklichen Mordbrennerei zu entdecken. Endlich fielen der Frau die Reden des zurückgesetzten Liebhabers ein. Man forschte nach ihm; er wurde ertappt, und eingesetzt. Mit der ruhigsten Miene hörte er alles an, und suchte seine Unschuld durch folgende unverwerfliche Thatsachen zu beweisen. „An dem Tage, sagte er, und zu der Stunde, da das Feuer hier ausgebrochen ist, bin ich einige Meilen von hier auf dem und dem Dorfe in der Kirche gewesen, und daselbst vor den Augen der ganzen Gemeine zum Abendmahl gegangen. Noch mehr! Ich bin den ganzen Sonnabend vorher an diesem Orte in meinen Geschäften gewesen, habe mit andern

Fremden den Abend in der Schenke zugebracht, mit den und den Leuten auf einer Kammer geschlafen, und bin des andern Morgens mit ihnen in die Kirche gegangen. Alle von ihm genannten Zeugen wurden verhört, und sagten einmüthig aus, daß es die reinste Wahrheit sei. Indessen konnte er, weil noch einige Umstände ins Licht zu setzen waren, vor der Hand noch nicht losgelassen werden. Als er aber eine geraume Zeit gesessen hatte, und kränklich wurde, bekam er einen bessern Aufenthalt, und durfte freier herumgehen. Hier verhielt er sich so ruhig und anständig, daß Jedermann Mitleiden mit ihm hatte, und ihn für unschuldig hielt. Unterdessen waren die abgebrannten Gebäude der Frau fast ganz wieder aufgebaut worden. — Aber ehe man sichs versahe, stand es in der Nacht wieder im Feuer, und brannte von neuem bis auf den Grund ab. Es war wieder nicht auszumitteln, wie das Feuer ausgekommen war, weil Niemand auf diesen Menschen fallen konnte, da es nicht möglich schien, daß er aus seinem wohlverwahrten Zimmer habe kommen können. — Und doch war der verschmitzte Bösewicht beide Male der Urheber

des Feuers gewesen, und würde der verdienten Strafe entgangen seyn, wenn nicht die Gewalt seines Gewissens ihn selbst verrathen hätte. Man war nahe daran, ihn loszulassen, als er an einem Sonntage in die Zuchthauskirche ging, wo der Prediger, ohne alle Rücksicht auf ihn, die Materie abhandelte: daß die Verdammniß und Unseligkeit derer, die hier ihre Sünden vorsetzlich zu verheimlichen suchten, und dadurch viele Unschuldige in Verdacht brächten, in jener Welt unendlich größer seyn würde, als das Elend derer, welche Gott und der Obrigkeit die Ehre gäben, und ihre Sünden reuevoll bekennten. Diese Predigt erweckte in ihm eine so heftige Unruhe, daß er nicht länger widerstehen konnte, sondern dem Prediger sein Verbrechen bekannte, und die verdiente Strafe erhielt. (Pfaffs Historienbuch 1793.)

---

99) Staplo's Verschwörung wird wunderbar entdeckt.

Von den vielen Verschwörungen gegen den Protector Cromwell in England wurden ei-

nige auf die wunderbarste Weise entdeckt. Unter andern ist die von einem seiner größten Freunde und Günstlinge, eines Edelmannes Staplo, besonders auffallend.

Um das Jahr 1658 war dieser Staplo bei seinem Herrn im Zimmer, als eben von der Entdeckung einiger Conspirationen Nachricht einlief. War es schon Verdacht, den der Protector gegen ihn hegte, oder war es politischer Scherz, daß er zu seinem Lieblinge sagte: „Das hätte ich doch nicht gedacht, Staplo! daß Du ein heimlicher Royalist, Freund Carl Stuarts wärest? Ist das der Dank für meine Wohlthaten?"

Staplo, der die Laune seines Herrn kannte, antwortete mit großer Freimüthigkeit: „Ihre Hoheit sind übel berichtet, und können in England keinen getreuern Unterthan haben." Es ist auch so böse nicht gemeint, erwiederte der Protector, — und behielt ihn zur Tafel. Was geschahe?

Nach der Tafel gingen Beide im Zimmer spazieren, als der Kapitän von Hull gemeldet wurde. Dieser stattete von den ihm ertheilten schriftlichen Befehlen Bericht ab, Befehle, die den Sta-

plo nichts angingen, und überreichte dem Protector, der mit ihm bei Seite an ein Fenster gegangen war, einige Papiere. Beim Durchlesen schüttelte derselbe einige Male den Kopf, und rief endlich aus: „Sehet doch, sehet doch, was mir die Leute, welche von mir die größten Wohlthaten genossen haben, für Undank beweisen!"

Auf dieses Wort war Staplo ein Kind des Todes. Er zweifelte nicht mehr daran, daß der Protector ihn gemeint habe, stürzte vor ihm nieder, und bat nur, „daß Ihre Hoheit seiner armen Frau und seinen Kindern, die von dem Handel nichts wüßten, Ihre Gnade nicht entziehen möchten.

Der Protector und der Kapitän erschraken gleich sehr, und jener fragte: was das zu bedeuten habe?

„O! rief der noch immer zu seinen Füßen liegende Staplo, nun erfahre ich, daß Gott allwissend ist. Alle Anschläge des Königs Carl sind Ewr. Hoheit entdeckt! — — Und, Ihr! Kapitän! sprach er zu dem von Hull, seid ja jetzt in meinem Hause gewesen, habt meine Schrän-

ke visitirt, und bringet die Papiere, wodurch ich ein unglücklicher Mann werde."

Sogleich kehrte sich der Protector um, sagte überrascht: „So wunderbarlich offenbart Gott alle heimlichen Anschläge der Verrätherei!" — ließ ihn wegbringen, und sein Haus durchsuchen.

Wie wenig ist doch der Mensch mit bösem Gewissen Herr über sich selbst! Staplo kann die Zeit nicht erwarten, ob die gebrachten Papiere ihn angehen, worüber sich der Protector bald würde erklärt haben. Er muß sich selbst verrathen!

100) Völker erfährt die Macht des bösen Gewissens.

Völker, Kammerdiener Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, der dem Könige den Kaffee zu besorgen hatte, war erkauft, ihn zu vergiften. Eines Morgens bringt er ihm Gift in einer Tasse Kaffee. Der König bläst eben die Flöte, und sieht, ohne vielleicht etwas besonderes dabei zu denken, den Verräther starr an. Völker fängt an zu zittern, indem er dem Kö-

nige die Tasse reicht. Was ist Dir? Was zitterst Du? fragt der König. Völker, von der Abscheulichkeit seiner That betroffen, wirft sich ihm zu Füßen, und bekennt den Mordplan. (Strafe geheimer Verbrechen. S. 94.).

---

101) Pollacks Vergiftungs-Anschlag durch sein Gewissen verrathen.

Pollack, ein Mensch von tückischer Gemüthsart, in dem neumärkischen Dorfe Lieberow, brachte seiner Frau, deren er gern los seyn wollte, Gift in einem Gerichte Erbsen bei, um, wie er meinte, die Ehescheidungskosten zu ersparen. Sie wurde davon sehr krank, starb aber nicht, und merkte die Ursache ihres Uebels; sagte daher zu ihrem schändlichen Manne: „Du hast mir Gift gegeben; da aber Gott Deinen boshaften Vorsatz abgewandt hat, so will ich schweigen, um Dich nicht unglücklich zu machen. Ich wünsche aber, daß du nicht eher sterben mögest, bis Du selbst Deine Bosheit wirst offenbaret haben.“ — Sie

wurde nachher von ihm geschieden, und lebte in einer andern Ehe. Pollack wurde krank, und ein Chirurgus aus Landsberg urtheilte aus seiner unnatürlichen Unruhe, daß er müsse Gewissensbisse haben. Die Gutsbesitzerinn, eine menschenfreundliche Frau, von dieser Vermuthung benachrichtigt, ersuchte den Prediger, zu dem Kranken zu gehen, und ihn zu erforschen. Der Prediger konnte aber mit aller Mühe nichts von demselben herausbringen, noch seine Unruhe vermindern. Erst, nachdem er weggegangen war, sagte Pollack einige Male zu den Anwesenden: „Kinder, ich bitte Euch, versündiget Euch an keinem Menschen, denn das ist fürchterlich.“ Man wußte sich diese Rede nicht zu erklären. Nachdem er sich aber sechs Tage gequält hatte, sagte er zu einer Frau: „Ich kanns nicht länger aushalten.“ Hierauf bekannte er den Mordanschlag auf sein Weib, nebst andern begangenen Bubenstücken, und verschied mit den Worten: „Wo soll ich fliehen hin?“ —

102) Dem erwachenden Gewissen eines Barbiers verdankt Pastor Wachter sein Leben.

Der verstorbene Prediger Wachter zu Osmarsleben im Anhalt-Bernburgischen, hielt sich in seinen jüngern Jahren eine Zeit lang als Kirchen-Candidat in Bremen auf. Eines Tages, als er eben eine ansehnliche Summe in Gold ausgezahlt erhalten, die noch frei und offen auf dem Tische lag, trat der Barbiergeselle herein, der ihn zu bedienen hatte. Als er ihn eingeseift und das Scheermesser angesetzt, fing er dergestalt an zu zittern, daß ihm das Messer aus der Hand fiel; er verfärbte sich, lief, ohne ein Wort zu reden, davon, und ließ sein Geräth im Stiche. Wachter schloß aus einigen scheuen und verstohlenen Blicken, die der Mensch nach dem Gelde geworfen, ganz richtig, was in dem Innern desselben müsse vorgegangen seyn; er wollte aber aus Schonung nichts von dem Vorfalle wissen lassen. Nicht lange, so kam der Barbiergeselle zurück, und bekannte ihm mit Reue und mit Bitte um Verschwiegenheit: es sei ihm gewesen, als solle er ihm die Kehle abschneiden, und sich

mit dem Gelde fortmachen; das erwachende Gewissen habe ihn aber noch zur rechten Zeit von der Ausführung dieses teuflischen Vorsatzes abgehalten.

103) Ein Irländer sucht Ruhe im verdienten Tode.

Ein englischer Soldat, der aus Irland zurückgekommen war, ging beständig traurig umher, nahm am Leibe ab, und floh aller Menschen Umgang. Sein Hauptmann fragte ihn nach der Ursache. Der Soldat konnte seine Verzweiflung nicht mehr verbergen, und bekannte: er habe einen Strumpfhändler, bei dem er ehemals in Diensten gestanden, ermordet, den Leichnam eingescharrt, sei nach vollbrachter That nach Irland geflohen, und habe sich anwerben lassen, aber seitdem keinen Augenblick Ruhe gehabt. Nun bezeichnete er den Ort, wo er den Leichnam seines Herrn eingescharrt hatte; derselbe ward gefunden, und er an dem nämlichen Orte gehängt. (Fielding.)

104) Ein

104) Ein Vatermörder in Irland kann es nicht ertragen, für unschuldig erklärt zu werden.

In Irland wurde wider einen vornehmen Mann, der einen andern im Zweikampfe erstochen hatte, gerichtlich verfahren; weil sich aber günstige Umstände dabei hervorthaten, so ward der Thäter für schuldfrei erklärt. Allein er gerieth in eine unwiderstehliche Gemüthsbewegung, in welcher er ausrief: „Ich Unglücklicher! Ihr erkläret mich für unschuldig, der ich meinen Freund getödtet habe, um mein eigenes Leben zu sichern; aber ich verdiene dennoch den Tod, weil ich meinen Vater ermordet habe." Er berichtete nun die Umstände, litt seine Strafe mit großer Reue, und erkannte die Hand Gottes, die ihn zum Geständnisse seiner That gebracht hatte.

105) Rousseau's erwachendes Gewissen.

Der berühmte Rousseau entwendete in seiner Jugend in dem Hause der Gräfinn Vercelli zu Turin, bei der er als Schreiber diente,

ein kostbares Halsband. Der Verdacht fiel auf ihn; er wußte aber bei angestellter Untersuchung denselben durch erdichtete Umstände von sich ab und auf ein Hausmädchen zu wälzen, und konnte es gelassen mit ansehen, daß diese unschuldige Person, als eine ehrlose Diebinn aus dem Hause gejagt, und auf immer beschimpft wurde. Lange Jahre blieb die Wahrheit versteckt; und so verdächtig Rousseau anfangs auch bei der Sache gewesen war, so waren doch selbst seine abgesagtesten Feinde zweifelhaft, ob man einen sonst so rechtlichen Mann eines solchen Diebstahles, und einer so bösartigen Verheimlichung fähig halten könne. Endlich behauptete das mächtige Gewissen auch an ihm sein Recht: denn nicht lange vor seinem Tode gab er sich in seinen Selbstbekenntnissen, freiwillig, als den ehemahligen Entwender des Halsbandes an.

---

106) Eines englischen Bürgermeisters Mordbekenntniß, 30 Jahr nach der That.

Ein Juwelier in Holland, ein Mann von unbescholtenem Rufe und großem Vermögen,

mußte in Geschäften eine Reise machen, und nahm seinen Bedienten mit sich. Dieser wußte, daß der Mann seine herrlichsten Juwelen und eine ansehnliche Summe Geldes bei sich hatte, sah die Gelegenheit ab, als Jener unterweges einmal vom Pferde steigen mußte, nahm eine Pistole aus dessen Halfter, und erschoß ihn auf der Stelle. Hierauf nahm er die Juwelen und das Geld, hängte dem Ermordeten einen großen Stein an den Hals, und warf ihn in den nächsten Kanal. Nun begab er sich mit seinem Raube nach England, und ließ sich in einer kleinen Stadt nieder, wo weder er, noch sein Herr, bekannt war. Hier fing er einen Handel an, aber ganz im Kleinen, um kein Aufsehen zu machen. Allmälig nur, und wie es die Gelegenheit gab, brachte er seine verborgenen Schätze hervor. Sein zunehmender Wohlstand schien ganz natürlich zuzugehen; man hielt denselben für die Wirkung seiner Thätigkeit und Ordnung. Immer mehr gelangte er zu Credit und Ansehen, so daß er nicht nur in eine gute Familie heirathete, sondern auch an der Stadtregierung Antheil bekam, und von einer Würde zur andern stieg, bis er endlich Bürger-

meister ward. — Alle seine Aemter verwaltete er mit großem Beifall, bis auf einen Tag, wo er mit seinen Amtsgenossen zu Gerichte saß, und ein Missethäter vor ihnen erschien, den man beschuldigte, daß er seinen Herrn ermordet habe. Die Zeugen wurden abgehört; die zwölf Geschworenen gaben ihr Urtheil ein, daß der Inquisit schuldig sei, und die ganze Versammlung wartete mit Ungeduld, daß der Bürgermeister, als Vorsitzer, nun seinen Ausspruch thun solle. Unterdessen schien sich dieser in einer ungewöhnlichen Unordnung und Gemüthsbewegung zu befinden, und veränderte oft seine Gesichtsfarbe. Endlich stand er hastig von seinem Sitze auf, ging vor die Schranken, stellte sich neben den Angeklagten, und wandte sich an die Richter. „Ihr sehet in mir, sprach er, ein auffallendes Beispiel von den gerechten Ahndungen des Himmels. Nachdem ich dreißig Jahre unter Euch gelebt habe, stellt mich dieser Tag vor euren Augen als einen weit gröbern Verbrecher dar, als dieser angeklagte und schuldig gefundene Missethäter ist.“ Hierauf bekannte er weitläuftig und mit allen Umständen seine alte Schuld, und verlangte, daß man über ihn, als einen er-

klärten Missethäter, das Todesurtheil fällen solle. — Man kann sich das Erstaunen aller Anwesenden, besonders seiner bisherigen Amtsgenossen, vorstellen. Indeß ward das Urtheil über ihn gefällt, und er starb mit allen Zeichen einer reuigen Seele. (Moral in Beispielen von Wagnitz. Theil 1.)

---

107) „Ich bin unschuldig an diesem Blute!"

In einem Dorfe unweit Magdeburg war eine Frauensperson ermordet worden. Man fand ihren Leichnam im Felde, wo die That geschehen war. Der Thäter war unbekannt; indeß hatte man Verdacht auf einen Menschen im Dorfe, der mit der Entleibten umgegangen war, konnte ihm aber nichts beweisen.

Mehrere Leute aus dem Dorfe gingen hinaus, die Stätte zu besehen, unter ihnen auch der Prediger des Ortes. Da lag noch eine Menge mit Blut bespritzter Steine. Einen solchen nahm der Prediger mit sich nach Hause.

Nun ließ er alle Mannspersonen der Ge-

meinde zu sich kommen, legte den blutigen Stein vor sich hin auf den Tisch, und fing mit Nachdruck an zu reden: „Sehet hier den Stein, an welchem noch das Blut der Ermordeten klebt! Könnte dieser Stein reden, er würde den Mörder nennen; aber das Blut an dem Steine schreiet zu Gott um Rache. — Auf! Wer unter uns ein gutes Gewissen hat, der nehme den Stein in seine Hand, hebe ihn auf zu Gott im Himmel, und spreche: Ich bin unschuldig an diesem Blute."

Einer nach dem Andern nahm den Stein, und sprach die Worte. Als aber die Reihe an den Mörder kam, den die Uebrigen schon alle scharf ansahen, so ward er blaß, wie der Tod, und zitterte an Händen und Füßen. Doch wollte er zugreifen und den Stein aufheben, fuhr aber erschrocken zurück, und rief: „Was soll ichs leugnen? Ich habe es gethan. Gott sei mir armen Sünder gnädig!" (Wagnitzens Moral in Beispielen, 1. Theil.)

108) Macht des Gewissens.

In dem Dorfe Kirchstetten, bei Wels im Oestreichischen, lebte eine Familie schon mehrere Jahre mit ihren Nachbaren in Zank und Streit. Mehrere Male wurde dieser streitsüchtigen Familie von Obrigkeits wegen befohlen, mit ihrer Nachbarschaft in Friede und Freundschaft zu leben; ja, ihr wurde aufgetragen, einem von ihr vorzüglich beleidigten Nachbar eine Abbitte zu thun, und sich mit ihm gehörig auszusöhnen. Aber alles dieß war nicht im Stande, sie zum Nachdenken zu bringen; vielmehr, je öfter sie fehlte, und je öfter sie die liebreiche Nachsicht ihrer Dorfgenossen nöthig hatte, desto höher stieg ihr Haß und ihre Rachsucht. Auf einmal brannte, im October 1802, das Haus des Nachbars, dem sie Abbitte thun mußte. Kein Mensch konnte begreifen, woher auf einmal, zu einer so ungewöhnlichen Zeit, ein so großes Unglück käme. Schon hatte der Eigenthümer des in der Flamme dampfenden Hauses Verdacht geschöpft auf arme Inwohner, und nur durch angestellte Untersuchungen konnte ihre Unschuld gerettet werden. An jene Familie hingegen dachte kein Mensch, zumal da deren Haus

nur einige Schritte von dem abgebrannten entfernt war. So vergingen vier Monate, und schon hatte man beinahe das Unglück vergessen, als die Urheber desselben an den Tag kamen. Aengstlich lief die rachsüchtige Thäterinn (versteht sich, das Weib und die Mutter der eben geschilderten Familie) bald zu diesem, bald zu jenem; kein Friede war mehr in ihrem Herzen. Ist es möglich, fragte sie manchmal einen Bekannten, daß ein Mensch, der einem andern das Haus anzündete, selig werden kann? — Niemand dachte daran, daß sie es sei, die eines solchen Trostes bedürfe. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem Prediger, und fragte verzweifelnd: Herr! wie kann ich selig werden? Ich habe dem G. das Haus angezündet. — So ward sie, durch ihr Gewissen gefoltert, die eigene Angeberinn ihrer aus Rachsucht verübten Uebelthat, wofür sie 15 Jahre im Zuchthause büßen mußte.

Fünfter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar im Verhindern angefangener Verbrechen und Abwenden größern Unglückes.

109) Ein Raub-Mörder bei Genf wird durch einen Hund in seinem Vorsatze gestört und gewürgt.

Um das Jahr 1760 fielen in der Nähe von Genf zwei Räuber einen Kaufmann an, der zu Pferde nach der Schweiz reiste, und seinen Hund bei sich hatte. Der Eine griff nach dem Zügel, indeß der Andere sein Gewerbe verrichtete. Beide erhielten ihre Strafe auf der Stelle, und zwar durch den Hund. Dieser hatte sich anfangs begnügt, die Schurken knurrend zu beobachten; da er aber die Pistole auf seines Herrn Brust sahe, that er einen heftigen Sprung auf denjenigen, der sie hielt, und lähmte ihm die Faust. Darauf kehrte er sich wüthend gegen den andern Räuber, warf ihn zu Boden, faßte ihn bei der Kehle, und brachte ihn um. Zuverlässig hätte auch der Erste noch dasselbe Schick-

sal gehabt, wenn er nicht entsprungen wäre. Merkwürdig ist es übrigens bei dieser Begebenheit, daß das treue Thier seinen Herrn zuerst von demjenigen Räuber befreiete, welcher allerdings der gefährlichste war.

---

110) Zwei Raubmörder im Meiningischen werden durch den Hund, dessen Herrn sie erschießen, gewürgt.

Im Jahre 1803 war im Sachsen-Meiningischen ein Roßhändler, der für sechs Pferde 300 Gulden eingenommen hatte, in Begleitung seines Hundes in dem Vorstadt-Gasthofe zu Wald-Behringen eingekehrt, und von da weiter gereist. Tages darauf kam das Geschrei, daß im Walde, eine Viertelstunde vom Orte, drei Mannspersonen todt liegen, und ein Hund dabei sitze. Man ging hinaus, fand den Roßhändler erschossen, und daneben zwei Räuber, denen die Gurgeln aus den Hälsen gerissen waren. Der Hund bewachte den Leichnam seines Herrn, und wollte Niemanden denselben anrühren lassen.

---

111) Die Strafe folgt der Schandthat auf dem Fuße nach.

Ein Jäger, der eine Stunde weit von seinem Dorfe, in Böhmen, einen Fasanengarten im Besitze hat, aus welchem ihm, (wie er vorgiebt) jede Nacht einige Stücke gestohlen werden, giebt seinem Jungen den Auftrag, eine Nacht draußen zu wachen, um, wo möglich, den Dieb zu entdecken. Der Bursche hängt seine Flinte über, und befolgt den Willen seines Herrn. — Allein die Nacht war so kalt, daß er es nicht lange auszuhalten vermochte; er beschloß also, in einer nahe gelegenen Mühle, deren Inhaber ihm wohl bekannt war, zu übernachten. —

Gedacht, gethan; man nimmt ihn in der Mühle auf, speiset ihn, und er legt sich zu Bette. Kaum hat er eine Stunde geschlafen, als ein dumpfes Geschrei, welches aus des Müllers Schlafkammer zu kommen scheint, ihn weckt. — Der Bursche horcht, und da er es noch ein Mal vernimmt, steht er auf, nimmt seine Büchse, tritt damit in des Müllers Kammer, und erblickt drei vermummte Kerl, von denen zwei beschäftigt sind, den Müller und sein Weib zu

binden, der dritte aber mit einem Messer, welches er ihm an die Brust setzt, ihn zum Schweigen zwingt. Er sieht es, und sogleich schießt er den letzten nieder; die übrigen beiden entfliehen. Man nimmt dem Getödteten die Kappe vom Kopfe, und der Bursche erkennt in ihm — — seinen Herrn, den Jäger. — Schnell rafft er sich auf, und eilt voll Schrecken nach Hause, da findet er die Frau des Jägers erdrosselt am Boden liegen.

Der Zufall wird bei den Gerichten anhängig gemacht; man spürt den beiden entronnenen Mitschuldigen nach, fängt sie auch glücklich, und diese (zwei Knechte des Jägers) sagen aus, ihr Herr habe sie dazu verleitet, den Müller, der ein reicher Mann sei, auszuplündern; die Frau habe von der Sache gewußt, und da sie (die Knechte) gesehen, daß der erstere todt zur Erde gefallen sei, und gewiß gewußt hätten, daß der Müller ihn erkennen würde, hätten sie die Frau erwürgt, um bei angestellten Nachforschungen, von ihr nicht verrathen zu werden.

112) Der zufällig vor Raub und Mord geschützte gute Dorfpfarrer.

Einer von denen, welche Voltaire in seiner Laune „die Alexander für drei Kreuzer den Tag" nennt — ein Soldat — hatte Urlaub erhalten, seine Angehörigen zu besuchen. Reich an Ehre und Muth, aber arm an Kasse, schlenderte er eines Abends, mit dem Tornister auf dem Rücken, auf der Landstraße hin. So dürftig er war, so sang er doch seine alten Lieder ganz mit dem frohen, leichten Herzen, welches einen Franzosen, auch in den dürftigsten Umständen, nicht zu verlassen pflegt.

In dieser lustigen Laune begegnete ihm ein Geistlicher, dem er es bald anzusehen glaubte, daß er ein herzensguter Dorfpfarrer aus der Nachbarschaft seyn müsse. Er irrte sich nicht; das Gesicht des Geistlichen hatte einen Ausdruck von Redlichkeit und Wohlwollen, der ein vortreffliches Herz verrieth; so wie das freie, offene Wesen unsers braven Soldaten auch gleich für ihn einnahm. Das Gespräch — denn zwei

Franzosen sind wegen Stoffes zum Gespräche nie verlegen — fiel zuerst auf den Kriegesstand; und der gute Pfarrer freute sich über den Diensteifer, der sich in jedem Worte des wackern Veteranen offenbarte. Endlich, da sie von einander zu scheiden im Begriffe waren, sagte der Soldat: „Wie glücklich sind Sie doch, mein ehrwürdiger Herr! Sie scheinen nicht durstig zu seyn; da ich — wahrhaftig, ich ersticke fast, so viel Staub habe ich verschluckt. Ich bin schon viele Meilen heut gegangen.“ — „Komm er nur mit mir, Freund, ich habe ziemlich guten Wein. Wir sind nicht weit von meinem Dorfe, und da, linker Hand, hinter jenen Bäumen, liegt meine kleine Pfarre. — „Dank Ihnen, Herr, für Ihre Güte; aber ich muß einen ganz entgegengesetzten Weg nehmen, und darf mich nicht aufhalten; mir liegt sehr daran, sobald als möglich zu Hause zu seyn. Indeß, ich will es Ihnen nicht verhehlen, ein Glas guten Weines würde mein Herz sehr erfreuen. Und warum sollt' ich mich schämen, es herauszusagen? Sie scheinen ein sehr würdiger Geistlicher zu seyn; unser Sold ist geringe! Ach, ehrwür-

ehrwürdiger Herr, ein halber Gulden würde mich so reich wie ein Krösus machen."

Der Pfarrer lächelte, und drückte ihm einen halben Gulden in die Hand. „Da, mein braver Freund! ich geb' es mit Vergnügen; trink' Er auf meine Gesundheit dafür." — „Der Himmel segne Sie, ehrwürdiger Herr! Bei meiner Ehre, Sie sind gütiger, als mein König. Adieu, Herr, gute Nacht, und tausend, tausend Dank!" Nun schieden sie von einander, und der dankbare Soldat rief ein Mal über's andere aus: „O welch ein braver Mann! welch ein guter Pfarrer! Gott segne ihn!"

Der Pfarrer empfand nicht minder das lebhafteste Vergnügen über diesen Vorfall. Er bewunderte die gerade Freimüthigkeit und edle Empfindsamkeit des Soldaten; und plötzlich faßte er den Entschluß, ihn wieder einzuholen. „Kamerad, sagte er, als er ihm nahe war, gieb mir den halben Gulden zurück." — „Wie, ehrwürdiger Herr, reuet es Sie, einen armen Teufel glücklich gemacht zu haben? Aber hier ist er — ich habe Ihnen denselben nicht abgedrungen." Der Pfarrer nahm ihn, gab ihm aber

dafür einen Laubthaler. „Ich bitte um Vergebung, sagte er, diese Kleinigkeit war nicht werth, daß ich sie Ihm bot; ich habe mich besser bedacht.“ — „Einen Laubthaler! Wollen Sie mich etwa in Versuchung führen? Wahrhaftig, der halbe Gulden war völlig genug.“ — „Für mich aber war es damit nicht genug, erwiederte der gutherzige Pfarrer; ich bitt' Ihn, mach' Er keine Umstände, und nehm' Er diese Kleinigkeit an; Er wird mich sehr verbinden.“

Unmöglich lassen die Empfindungen sich beschreiben, die unsern Fußgänger-Helden jetzt überwältigten. Auch konnte sein würdiger Wohlthäter sich nicht enthalten, zu bezeigen, wie sehr er durch die ausnehmende Empfindsamkeit, die diese rohe, ungebildete Seele äußerte, gerührt sei. In jeder Geberde, in jedem Worte war jene kraftvolle und doch einnehmende Beredsamkeit, welche die Natur lehrt, und die keine Kunst zu übertreffen vermag. Ihre wechselseitige Zufriedenheit konnte, wie man leicht denken kann, kaum größer seyn. Der arme Veteran war überglücklich, und der edle Geistliche, dessen Einkommen nichts weniger als überflüssig war, der

sich aber durch seine Gabe nicht ärmer fand, genoß einer Wonne, die nur der Tugendhafte und Gute empfinden kann. Sie schieden noch ein Mal. — „O der herrliche, der vortreffliche Mann! sagte der Soldat, als er allein war; nachdem er mich schon nach meinem Wunsche beschenkt hatte, mir noch ein Mal nachzukommen, und mich noch mehr zu beschenken! Der gute Pfarrer! Gütiger Himmel! erhalte und segne ihn!"

Der Soldat hatte schon eine ziemliche Strekke seines Weges zurückgelegt, als er sah, daß das Dorf, in welchem er zu übernachten gedacht hatte, noch so weit entfernt war, daß er es am Ende für besser hielt, nach dem Dorfe, wohin ihn der Pfarrer eingeladen hatte, zurück zu kehren, und da die Nacht zu bleiben.

Wie durch einen Schutzengel geleitet, nahm also der Soldat seinen Weg gegen das Dorf seines Wohlthäters. Um mit seinem kleinen Schatze gut Haus zu halten, ging er in ein elendes Weinhaus. „Kamerad, sagte er, bringt mir ein Nösel Wein, und, hört Ihr! ja vom besten! Ich bin durstig, wie ein Hund." — Der Wirth

wies ihn an einen Tisch, wo drei ehrliche Bauern sich mit vieler Geschwätzigkeit unterhielten. — „Setzt Euch hier her, — sagte einer von den Bauern, — „Ihr werdet uns nicht lästig seyn; Leute in Eurem Rocke sind uns immer willkommen und lieb; sie dienen dem Könige, und fechten für uns.“ — Darauf wandte er sich zu seinem Nachbar: „Ich sage Dir's, Klaus, er ist die Krone der Menschen! Gevatter Matthies und Hein hätten sich wohl um ihr bischen Hab und Gut processirt, wenn er sie nicht durch seine liebreichen Vorstellungen verglichen und zu Freunden gemacht hätte.“ — „Ja, und erinnerst Du Dich noch, wie herzlich er sich der Frau und Kinder des guten armen Robert (Gott hab' ihn selig!) annahm, und wie er weinte, als er den Jammer sah?“ — „Ach! sagte Christoph, 's ist ein Mann, der thut wie er spricht; und darum behalte ich auch alle seine Predigten fast auswendig.“ —

„Freunde, unterbrach sie der Soldat, indem er sein ausgeleertes Glas auf den Tisch setzte, Ihr lobt da, hör' ich, irgend einen braven Kerl; darf ich fragen, wer er ist?“ — „Warum nicht,

Kamerad; unser Pfarrer ist's! — „Euer Pfarrer! — Hier Bursch, bring mir noch ein Nösel. — Euer Pfarrer! Und alles ist wahr, was Ihr von ihm sagt?“ — „Wahr? Ha, wir haben noch nicht die Hälfte gesagt! Er hat seines Gleichen nicht auf Erden. Ihr glaubt's wohl nicht; aber noch keinen einzigen Proceß haben wir im Dorfe gehabt, seitdem er in der Pfarre ist. Er ist ein Engel unter Menschen.“ — „Meine guten Freunde, fiel der Soldat wieder ein, gebt mir Eure Hand. Wißt Ihr, welch ein Vergnügen Ihr mir gemacht habt? Ihr rühmt einen Mann, der mich eben wie ein Prinz beschenkt hat. Auch ich — wahrhaftig; umbringen wollt' ich den, der ihm nur in Gedanken etwas zu Leide thäte.“ — Nun erzählte er, wobei er sich kaum der Thränen enthalten konnte, seine ganze Begebenheit mit dem Pfarrer. „Hättet Ihr ihn nur gesehen, sagte er, wie er mir nachlief, um mir den Laubthaler zu geben! Hier ist er; ich will ihn nicht mit aus dem Dorfe nehmen. Kameraden, wir wollen zusammen essen, mit der Bedingung, daß wir alle auf seine Gesundheit trinken.“

Alsobald befahl er dem Wirthe, das Abendessen aufzutragen, und das Gespräch ging fort: „Hört, Freunde, ich hab' es eben bedacht: ich kann diesen Ort nicht verlassen, ohne meinen guten Pfarrer besucht zu haben. Ich bin unzufrieden mit mir selbst; ich hab' ihm nicht genug gedankt; aber jetzt ists spät. Ich will diese Nacht hier schlafen, und morgen früh bei guter Zeit zu ihm gehen." — „Und warum nicht diesen Abend noch? Der Besuch von einem so braven Kerl, als Ihr seid, ist immer angenehm; ich stehe dafür, er giebt Euch Abendessen und Nachtquartier mit Freuden. Der arme Mann! er hat ein Paar verdammte Schurken von Neffen, die ihn quälen, und nie genug von ihm kriegen können." — „Was, sie quälen ihn? Ha, sie sollten mir einmal in den Wurf kommen; ich wollte sie — Nun, ich will den Augenblick zu ihm gehen; aber wer weiset mich zurecht!" Die Bauern erboten sich, ihn hinzubringen.

Als sie an die Thür des Pfarrhauses kamen, klopften sie an, aber niemand antwortete ihnen; sie klopften noch ein Mal, aber umsonst. —

„Wie? sagte einer der Bauern, was mag das bedeuten? Ich muß gestehen, das Ding kommt mir fast verdächtig vor.“ — Sie klopften nun mit größerer Gewalt; aber alles blieb stille; selbst den großen Hund hörte man nicht bellen. Ihre Besorgnisse vermehrten sich. — „Wirklich, dieß ist sehr sonderbar! er ist um diese Zeit immer zu Hause; wir müssen nothwendig wissen, wie das ist.“ — „Nun, wenn uns keiner aufmachen will, meine Freunde, so weiß ich keinen andern Rath, als, daß wir die Thür aufbrechen“ — und damit rannte der gute Soldat, ohne viele Umstände, die Thür ein. Er ging zuerst in's Haus. Gott! welch ein Anblick! Ein Mann an einem Balken aufgehängt. Er läuft zu ihm hin, und erkennt den guten Pfarrer. Unbeschreiblich ist seine Bestürzung; er bemerkt einige Zeichen von Leben, schneidet schnell den Strick ab, nimmt ihn in seine Arme, und bringt ihn wieder ins Leben zurück. — Ich höre ein Geräusch, sagt' er, verschließet die Thür, und sorget für diesen guten Mann; ich will unterdeß die Bösewichter züchtigen, die ihn so gemißhandelt haben.“ — Er sieht den Hund todtgeschlagen,

geht die Treppe hinauf, in des Pfarrers Zimmer, und findet hier drei Bösewichter, die sich zu verstecken suchen. Da sie sich entdeckt sehen, fassen sie den Entschluß, mit ihren Dolchen über den Soldaten herzufallen.

„Ihr Bösewichter, rief er, ohne sich durch ihre Zahl schrecken zu lassen, was that Euch der rechtschaffene Mann, daß Ihr so mit ihm umginget?“ — und damit stieß er, ohne Zeitverlust, den einen der Mörder nieder, bemächtigte sich darauf der beiden andern, und nachdem er den einen derselben schwer verwundet hatte, schleppte er sie hinunter. Der arme Pfarrer war unterdeß wieder zu sich gekommen. — „Meine Neffen! rief er, und o, mein edler Retter!“ — „Ihre Neffen! die Ungeheuer! den Augenblick will ich sie der Mareschaussee in die Hände liefern.“ Vergebens bat ihn der gütige Onkel um Mitleiden gegen seine strafbaren Neffen. Das ganze Dorf hatte sich jetzt um das Haus versammelt; die Mörder wurden den Händen der Gerechtigkeit überliefert, und litten die Strafe, die ihr schwarzes Verbrechen verdiente.

Der Pfarrer wollte seinen Retter nicht von

sich lassen. — „Meine Dankbarkeit, sagte er, ist unaussprechlich. Ihr seid mein Freund, mein Verwandter, mein Alles. Mein ganzes Leben ist Euer: Ihr habt mich vom Tode errettet, und nie wollen wir uns trennen.“ — Der gute Mann eilte, den würdigen Soldaten loszukaufen, und von der Zeit an blieben sie immer zusammen. Der Pfarrer erinnerte sich nie seiner ersten glücklichen Zusammenkunft mit ihm, ohne die alles lenkende Vorsehung Gottes anzubeten; und der Soldat, von dem Ungemache und den Beschwerden des Kriegeslebens erlöset, hatte das Vergnügen, ein Zeuge und Theilnehmer tausend guter Handlungen zu seyn, die ihm den besten der Menschen immer theurer machten.

---

113) Wesels Schutzengel.

Im Jahre 1803 war man so glücklich, Pulverdiebe in gefängliche Haft zu bringen, welche seit mehreren Jahren über ganz Wesel Tod und Verderben hätten verbreiten können. Sämmtlich Gemeine von der Garnison zu Wesel, plünder-

ten sie Jahrelang unbemerkt die Pulverthürme, und hatten vorzüglich an einigen Kaufleuten zu Essen ihre Hehler und Abnehmer. Diesen sandten sie das gestohlene Schießpulver Sackweise, mittelst des Postboten zu, der aber von aller Mitwissenschaft frei war. Im Verhöre bekannten die Diebe, daß sie es dreist gewagt hätten, die Pulverhäuser, mittelst eiserner Instrumente, zu eröffnen. Die beiden Haupträdelsführer besaßen in dieser Kunst eine Fertigkeit, welche selbst das ganze Schlössergewerk zu Wesel, obgleich achtungswürdige Kunstverständige unter ihnen sind, in Erstaunen versetzte, indem sie ein jedes ihnen vorgelegte Schloß in einem Nu, ohne alle Schwierigkeiten, eröffneten. Die That geschah stets mit Einverständniß der wachhabenden Posten, und schon vier Jahre lang hatten sie dieß gefahrvolle Unwesen getrieben. Man entdeckte einen Defect von siebenzig Zentner Pulver! — Diese Quantität ist allmälig in die Stadt geschafft, daselbst Tage und Nächte lang in einer Stube aufbewahrt worden, in der mehrere Soldaten wohnen, bis sich dann die Gelegenheit zur Versendung gefunden, die, da jener

Postbote keine Mitwissenschaft gehabt hat, von demselben nicht vorsichtiger geschehen ist, als es mit andern zu transportirenden Sachen zu geschehen pflegt! Welche traurige Folgen hätten hieraus für Wesel entspringen können! Vier ganzer Jahre lebte diese Stadt, ohne es zu ahnen, in der größesten Gefahr, und nur der gütigen Vorsehung, welche über sie waltete, hat sie es zu verdanken, daß die Unvorsichtigkeit dieser Diebe sie nicht ganz, oder zum Theil, in die Luft sprengte.

---

114) Hanno, ein zweiter Virginius, findet die Gerechtigkeits-Pflege, welche Tyrannen ihm vorenthalten.

Im Jahre 1803, gab ein in Brasilien geborner Neger-Sclave einen Beweis heroischen Muthes, wofür das alte Rom ihm eine Statue, neben der des Virginius, errichtet haben würde.

Das Gesetz nöthigt den Herrn, seinen Sclaven frei zu lassen, sobald dieser die Summe, zu

welcher er billiger Weise geschätzt werden mag, aufzubringen im Stande ist; dieß ist fast die einzige Vergünstigung, deren diese entwürdigte Menschengattung sich rühmen darf.

Seunor D., ein reicher Pflanzer im Districte der Minen, hatte unter seinen zahlreichen Sclaven Einen, Namens Hanno, der auf der Pflanzung geboren war, und dessen natürliche Anlagen ihm einen Werth gaben, welcher den seiner Mitbrüder bei weitem überstieg. Kaum hatte Hanno das Alter erreicht, in dem jeder Zephyr ein Seufzer der Liebe zu seyn scheint, als seine heißesten Wünsche auf Zelida fielen; ein junges Mädchen, das ihm an Jahren gleich war, und bei dem nämlichen Herrn als Sclavinn diente. An ihr bemerkte sein parteiisches Auge alles, was der Gestalt Schönheit ertheilt, und was das Herz liebenswürdig machen kann. Ihre Leidenschaft war gegenseitig, sie war mit ihnen aufgewachsen, und hatte mit ihrem ganzen Wesen allgemach an Kraft zugenommen; aber Hanno, obgleich Sclave, fühlte menschlich, und seine edle Seele empörte sich bei dem Gedanken, diese Sclaverei auf seine Kinder zu vererben, die in der That das

einzige Geburtsrecht ist, welches sie von ihren Vätern überkommen.

Sein Geist war energisch, seine Beschlüsse unwandelbar. Während er seine tägliche Arbeit verrichtete, und wegen seines Fleißes und seiner Treue ausgezeichnet wurde, machten es ihm außerordentliche Arbeiten und die höchste Sparsamkeit möglich, etwas zu erübrigen, ohne seinen Herrn um die Zeit, welche er ihm zu widmen hatte, im geringsten zu bevortheilen. Nach sieben Jahren belief sich sein Erspartes auf die Summe, zu welcher der Werth einer Sclavinn angeschlagen wird. Die Zeit hatte seine Zuneigung zu Zelida nicht verringert, und die einfachen, kunstlosen Bande wechselseitiger Zärtlichkeit hielten ihre Herzen vereinigt. Die Abwesenheit des Sennor D., welche zwei Jahre dauerte, war ein Hinderniß für Hanno's Lieblingswunsch, Zelida frei zu kaufen, und diese hatte ihm unterdessen einen Sohn und eine Tochter geboren. Obgleich sie Sclaven von Geburt waren, so bekümmerte doch dieses Hanno nicht, denn er hatte jetzt seinen kleinen Schatz um eine Summe vermehrt, die hinreichend war, um auch ihnen die Freiheit erkaufen zu können.

Nach der Rückkehr des Sennor D. suchte ihn Hanno mit ängstlichem Streben dahin zu bewegen, daß er ihm die Wohlthat des Gesetzes vergönnte; allein mit der schmutzigen Habsucht seines Herrn nur zu wohl bekannt, war er vorsichtig genug, zu versichern, daß ein gütiger Freund ihm das Geld vorzustrecken gesonnen sei. Sennor D. willigte ein, die Summe anzunehmen, und es wurde ein Tag festgesetzt, an welchem die Documente vor der Obrigkeit ausgefertigt werden sollten.

An diesem Tage flog Hanno auf Flügeln der Hoffnung zum Hause seines Herrn, während, wie leicht zu denken ist, die Aussicht, denen, welchen seine Seele angehörte, ohne längern Verzug ihre Freiheit zu verschaffen, die herzlichste Freude seinen Busen schwellte. Er überreicht das Geld — man bemächtigt sich desselben als des Eigenthums des Sennor D., das ihm geraubt worden sei. Hanno, nicht fähig, den Darleiher, auf welchen er sich berufen hatte, zu stellen, wurde verdammt, und die Grausamkeit seines Herrn erschöpfte sich, als er bei seiner Strafe die Aufsicht führte.

Noch blutend von der Peitsche kehrte er in seine Hütte zurück, welche, obgleich die Wohnung der Sclaverei, bisher von dem milden Einflusse der Liebe und Hoffnung nicht freudenleer geblieben war. Er fand seine Gattinn, wie sie eben ihre zarte Tochter säugte, während sein Sohn, noch unfähig zu gehen, sie mit seinen lustigen Bewegungen auf dem Erdboden vergnügte. Ohne auf Zelida's ängstliche Fragen zu antworten, redete er sie also an:

„Um Dir Deine Freiheit zu verschaffen, die mir theurer ist, als meine eigene, habe ich mir, seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft, jede Labung versagt, die meine Knechtschaft mir erlaubte. Dieses Zweckes wegen habe ich in jenen Stunden der Erholung, welche man uns gestattet, und die meine Mitbrüder zum Vergnügen anwenden, gearbeitet; habe ich mir von meinem kargen Cassavemahle noch abgebrochen, habe ich mein Stück Taback verkauft, bin ich, mitten in der brennendsten Hitze des Sommers, mitten in der schneidendsten Kälte des Winters, nackend gegangen. Ich hatte das Ziel aller meiner Sorgen und Entsagungen erreicht, und

diesen Morgen zahlte ich Deinem Herrn den Preis für Deine Freiheit, und für die Freiheit Deiner Kinder; aber als das Document von der Obrigkeit bestätiget werden sollte, legte er auf das Geld, als auf sein Eigenthum, Beschlag; beschuldigte mich des Diebstahles, und bestrafte mich, wegen eines Verbrechens, welches meine Seele verabscheuet. Meine Bemühungen, Dir die Freiheit zu verschaffen, sind mißlungen, die Früchte meines Fleißes sind, wie die Arbeiten der Seidenraupe, dahin — eine frische Nahrung für die Schwelgerei unsers Tyrannen; die Blüthen der Hoffnung sind abgefallen für immer, und — unglücklicher Hanno! der Becher Deines Elendes ist voll! Doch — ein Weg, ein sicherer, aber schreckenvoller Weg ist übrig, Dich, liebes Weib, von der Geißel des Tyrannen, oder von der Entehrung, welche Wollust Dir droht, zu befreien; Euch, theure Kinder, aus den Händen eines fühllosen Ungeheuers, und aus einem Leben voll unabsehbaren Elendes zu erretten.

Hierauf ergriff er ein Messer, stieß es in den Busen seines Weibes, und während noch ihr

ihr Blut rauchend von ihr strömte, durchbohrte er die Brust seiner Kinder.

Da er ergriffen und vernommen wurde, so sagte er im Tone männlicher Festigkeit: Ich tödtete mein Weib und meine Kinder, um eine unglückliche, knechtische Existenz zu verkürzen; aber ich schonte meines eigenen Lebens, um meinem übermüthigen Tyrannen zu zeigen, wie leicht es ist, seiner Macht zu entgehen, und wie wenig die Seele eines Negers Tod oder Martern fürchtet. Ich erwarte freilich die äußersten Qualen, die Eure Grausamkeit nur auszusinnen vermag; aber Schmerz verachte ich so — er drückte bei diesen Worten einen eisernen Nagel in den Arm, und zog ihn durch das Fleisch hindurch — und den Tod wünsche ich, um mich wieder mit meinem Weibe und meinen Kindern zu vereinigen, die schon in dem Lande unserer Väter, in welches grausame Weiße nicht hinein gelassen werden, eine Wohnung für mich bereitet haben.

Selbst die stolze Apathie der Portugiesen wurde, durch eine solche Appellation an ihre Gefühle, gerührt. Der Sclave erhielt Pardon und Freiheit. Sennor D. mußte eine schwere Geld-

strafe erlegen, und die unwürdige Magistrats-Person, die sich zu seiner Niederträchtigkeit hatte brauchen lassen, wurde ihres Amtes entsetzt.

115) Dûbois und Limon's Giftmischerei.

Auf einem Landgute des Herzogs von Orleans hielt sich ein Geistlicher auf, welcher seit langer Zeit mit dem Herzoge sehr vertraut lebte, und sich von demselben zu Diensten aller Art gebrauchen ließ. Der Herzog hatte ihm den Namen Dûbois gegeben. Dieser wurde von Jemand mit einer großen Summe Geldes nach Turin gesandt, um daselbst den Grafen von Artois und dessen Kinder zu vergiften. Zum Reisegefährten wurde ihm ein anderer Bösewicht, Namens Limon, ein Intendant des Herzogs, mitgegeben, welcher den heimlichen Auftrag hatte, wiederum den Dûbois zu vergiften, sobald derselbe die Mordthat würde ausgeführt haben. Beide kommen mit einander zu Turin an. Dûbois gewinnt den Koch des Grafen von Artois durch viel Geld, beträgt sich aber so höchst unvorsichtig, daß Limon für nothwendig hält, ihn noch

vor Ausführung der That zu vergiften, damit das Geheimniß nicht verrathen werde. Dübois fühlt sich tödtlich krank, denkt aber an nichts weniger, als daß er vergiftet sei. Er läßt einen Geistlichen kommen, beichtet demselben, welchen Auftrag er gehabt habe, und wiederholt seine Aussage kurz vor seinem Ende in Gegenwart eines Notars. Nun wird Limon in Verhaft genommen, verhört, und nach Verdienst bestraft. (Girtanners Nachrichten über die französische Revolution. Bd. 4. S. 299.)

---

116) Ein Meuchelmörder stirbt in dem Augenblicke, wo er den edlen Timoleon niederstoßen will.

Icetes hatte zwei Soldaten erkauft, den Timoleon zu Adrane in Sicilien zu tödten. Sie verabredeten zur Vollziehung dieses Meuchelmordes die Stunde, in welcher er opfern würde. Indem sie sich bereits unter den Haufen gemischt hatten, und eben im Begriffe waren, ihr teuflisches Vorhaben auszuführen, spaltete ein Dritter mit dem Schwerte dem Einen dieser Verbündeten den Kopf, und eilte davon. Des Er-

schlagenen Mord-Verbündeter, der sich für entdeckt und verloren hielt, floh zum Altare, als einer Freistatt, und versprach, die reine Wahrheit zu bekennen. Als er diesem nach das Bekenntniß der Verschwörung ablegte, ward der Dritte, den man indessen als einen Mörder ergriffen hatte, von dem Volke herbei geschleppt, und durch das Gedränge gegen Timoleon und die Vornehmsten in der Versammlung hingestoßen. Hier bittet er um Gnade, und versichert, nach damaligen Grundsätzen, völlig gerechter Weise den Mörder seines Vaters getödtet zu haben. Er bewahrheitete auf der Stelle durch Zeugen, welche durch einen günstigen Zufall eben gegenwärtig waren, daß sein Vater, in der Stadt Leontium, wirklich von dem so eben Getödteten erschlagen worden sei. Als hierzu noch das Bekenntniß des zweiten Meuchelmörders kam, daß er mit dem getödteten Mordgesellen die Absicht gehabt habe, den Timoleon zu ermorden, so setzte man ihm zehn attische Minen dafür aus, daß er so glücklich gewesen sei, durch sein Rachschwert den Tod des gemeinsamen Vaters von Sicilien zufällig abgewendet zu haben.

Sechster Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar
in den überwiegenden Segnungen
nach harten Schicksalen.

117) Ein Knabe wird gegen einen Pudel vertauscht.

Vor ohngefähr 68 Jahren, da man die Hunde höher schätzte, als die Menschen, wurde in Schlesien ein zehnjähriger Knabe, ein Leibeigener seines Herrn, an einen andern Edelmann für einen Pudelhund vertauscht.

Wer war froher, als der gnädige Herr, der für einen unausgebildeten Menschen einen Hund, welcher aufwarten und rapportiren konnte, guten Kaufes erhalten zu haben glaubte.

Der Edle, der das Kind eingetauscht hatte, schickte es in die Schule, wo es so folgsam und fleißig war, daß der Herr dasselbe hernach zu seinem Bedienten machte.

Moritz mußte oft einige Bücher wegtragen, weil sein Herr viel vom Lesen guter Bücher hielt. Da pflegte er dann die Bücher nicht

immer rasch abzuliefern. Der Herr ward deshalb bald von Andern gemahnt, und als er ihn darüber bestrafen wollte, erfuhr er, daß der junge Mensch sie nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Lernbegierde zurück behalten, und sie erst selbst des Nachts gelesen hatte.

Der Herr fragte ihn, was er gelesen hätte, und Moritz konnte ihm so viel Gutes erzählen, daß er bewogen wurde, ihn zu seiner fernern Ausbildung, und für seine endliche gelehrte Bestimmung, noch spät auf ein Gymnasium zu bringen. Im 24sten Jahre ging er auf die Universität; im 28sten wurde er schon Prediger zu A. bei Leipzig, wo er bis in sein hohes Alter, als glücklicher Vater von zehn Kindern, die Stunde segnet, in welcher sein kaufmännischer erster Herr ihn als einen Gegenstand des Tauschhandels betrachtet, und mit einem Hunde gleich rangirt hatte.

So führt die Vorsehung oft auf dunkeln Wegen zu einem glücklichen Ziele!

118) Das Unglück des Calas bewirkt viel Gutes.

Jean Calas, der Unglückliche, bei dessen Namen die sogenannte Gerechtigkeit erröthen muß, war Protestant und Kaufmann zu Toulouse; seine Richter waren Katholiken. Er wurde angeklagt, den 13ten October 1761, seinen Sohn Marc Antoine, aus Haß gegen die katholische Religion, die derselbe ergreifen wollte, erwürgt zu haben. Wahrscheinlich hatte aber der junge schwermüthige Mann sich selbst um's Leben gebracht. Sein Bruder Pierre, welcher seinen Freund Lavaisse die Treppe hinunter begleitete, erblickte den Unglücklichen zuerst, worauf Vater, Mutter und eine katholische Magd hinzu kamen. Troß des Vorurtheils, das Calas als Vater für sich hatte, troß der physischen Unmöglichkeit, daß ein acht und sechszigjähriger Mann einen jungen Mann von neun und zwanzig Jahren allein erdrosseln könne, war die Stimme des Volkes wider ihn; er wurde, ohne Beweis von Augenzeugen, nach bloßen Wahrscheinlichkeiten schuldig befunden, der Tortur unterworfen, und den 9ten März 1762 lebendig gerädert. „Ich

sterbe unschuldig" waren seine letzten Worte. Seine Wittwe, die in einem finstern Kerker schmachtete, sah das Tageslicht wieder, um das Urtheil der Verbannung zu hören. Sein Sohn wurde gleichfalls verbannt, aber, um ihn zur Abschwörung seiner Religion zu bewegen, in ein Dominicanerkloster eingesperrt. Er entwischte, und kam mit seiner Mutter nach Genf, wo sie Voltairen vorgestellt wurden, welcher die Sache untersuchte, und dieselbe, indem er sehr bald den Antheil des Fanatismus daran entdeckte, vor den Richterstuhl des Publicums brachte, und fast zur Sache aller Völker machte. Die Wittwe und Kinder des Unglücklichen warfen sich hierauf zu den Füßen des Thrones, und flehten um eine neue Durchsicht des Prozesses. Funfzig hierzu erwählte Richter erklärten Calas und seine Familie unschuldig, und der König war bemüht, die Familie, wegen ihres unersetzlichen Verlustes, durch seine Freigebigkeit zu entschädigen. Mehrere Personen vom höchsten Range wetteiferten, die Umstände derselben zu erleichtern.

Unläugbar hatte dieser Vorfall, durch die Aufmerksamkeit, welche Voltaire vermittelst des-

selben auf die Criminal-Gesetzgebung zu lenken wußte, in ganz Frankreich großen Einfluß auf die Verbesserung dieses wichtigen Zweiges der Rechtsgelehrsamkeit. Unläugbar nützte so der Tod dieses unschuldigen Calas Hunderten, die sonst, nach wie vor, das Opfer der ehemaligen französischen Gerechtigkeitspflege geworden wären!!

---

119) So rechtfertigt sich die Vorsehung Gottes auch nach den Härten des Schicksals.

Häusliche Verdrießlichkeiten erregten in der Gräfinn Brinon den Wunsch, einige Monate hindurch in einem Kloster zuzubringen, und abgesondert von der Welt, diejenige Ruhe der Seele zu schmecken, die sie im Geräusche des Hofes und der Stadt nicht fand. Sie erwählte zu dem Ende ein Kloster unfern Paris, welches von Carmeliterinnen bewohnt wurde. Die Lage dieses Stiftes war so angenehm, als man nur immer einen Aufenthalt wünschen konnte, der einer Dame, die noch an Ergötzlichkeiten und

Zerstreuung gewöhnt war, die Einsamkeit reizend machen sollte.

Von allen Nonnen, die sie kannte, war nur Eine, Namens Lucilia, welche sie sich zu ihrer Vertrauten wünschte. Das Betragen dieses Frauenzimmers unterschied sie von ihren Mitschwestern. Sie war sittsam, ohne gezwungen zu seyn, gelassen, nicht plauderhaft, und alle ihre Handlungen zeigten von einer ungeheuchelten Frömmigkeit. Sie redete wenig, aber das, was sie sprach, legte ein Zeugniß einer guten Denkungsart, einer trefflichen Erziehung und einer ziemlichen Erfahrung ab; aber ein geheimer Kummer verzehrte sie. Sie besaß reizende Gesichtszüge, doch eine tödtliche Blässe, und eine gewisse Mattigkeit ließ die Schwermuth bemerken, die sie in ihrem Busen hegte; das Feuer ihrer Augen war verloschen, die Lebhaftigkeit ihres Geistes entflohen. Man hatte Mitleiden mit ihr, ohne die Ursache ihrer Betrübniß zu wissen, die sie sorgfältig verbarg. Insgemein nannte man sie die schöne Schwermüthige. Sie liebte die Einsamkeit, und oft, wenn die Gräfinn in's Gehölz ging, ihren traurigen Gedanken ungestört nachhängen zu können,

trafen sie sich Beide an, und suchten Beide ihre Thränen zu verbergen.

Nirgend wird die Freundschaft leichter gestiftet, als zwischen zwei Unglücklichen. Auch diese Beiden liebten sich, ehe sie es bemerkten; sie fanden sich oft, und bald waren ihre Thränen vor einander kein Geheimniß mehr. Nur die Ursache dieser Thränen wagte noch keine von Ihnen zu erfragen.

Eines Tages saßen sie in dem Gehölze, Beide stillschweigend, Beide seufzend. Liebste Cäcilia, fing endlich die Gräfinn an, wir lieben uns; wir weinen gern mit einander, an uns Beiden nagt ein geheimer Kummer; wir sind Beide unglücklich, und noch Keine weiß das Unglück der Andern, Keine kann ihre Freundinn trösten. Wir wollen nicht länger Geheimnisse haben. Entdecken Sie sich mir, und geben Sie mir dadurch das Recht, mich Ihnen gegenseitig mitzutheilen.

Ach, Madam, versetzte Cäcilia, was verlangen Sie von mir! Begebenheiten meines Lebens, deren ich mich ohne Thränen nicht erinnern kann, deren Andenken ich so gern aus

meinem Gedächtnisse verbannen wollte; diese soll ich Ihnen wiederholen, soll die kaum geheilten Wunden wieder aufreißen, und Ihrem gefühlvollen Herzen, das schon durch eigne Unglücksfälle gebeugt worden, neue Qualen verursachen? Doch vielleicht erleichtert dieß mein Herz! Sie sollen die Ursachen des Kummers erfahren, der die Kräfte meiner Jugend verzehrt.

Meine Eltern wohnten in Paris. Mein Vater war Parlamentsrath, und der Tod entriß ihn mir, ehe ich Zeit hatte, ihn kennen zu lernen, und nun war ich der Aufsicht und der uneingeschränkten Gewalt einer strengen Mutter überlassen.

Sobald ein junges Frauenzimmer von Stande und Vermögen nur einige Annehmlichkeiten hat, so fehlt es ihr selten an Bewunderern.

Unter Allen, die mich umgaben, die sich den Namen meiner Verehrer beilegten, und nach meiner Gegenliebe trachteten, war ein junger, liebenswürdiger Marquis aus der Provinz, der nach Paris gekommen war, um dort seine Studien zu vollenden. Er war es, den ich am liebsten sah. Wir fühl-

ten Beide bald eine gegenseitige Neigung für einander, die sich in die heftigste Liebe verwandelte.

Sein Stand und sein Vermögen waren von der Art, daß auch meine Mutter unsere Liebe gern genehmigte. Aber ein unglücklicher Zufall änderte ihre Gesinnungen.

Meine Mutter besaß eine unbiegsame Seele, und ein angeborner Stolz machte es ihr unmöglich, nachzugeben, oder ihrem Beleidiger zu verzeihen, machte sie fühllos gegen alle Empfindungen des Mitleidens, und ließ sie nicht eher befriedigt werden, ehe sie eine Beleidigung aufs härteste gerächt hatte.

Sobald Sie meine Mutter von dieser Seite kennen, liebste Gräfinn, und ich Ihnen sage, daß sie mit dem Vater meines Geliebten, wegen der Grenze ihrer Güter, in gerichtlichem Streite war, so darf ich nichts weiter hinzufügen; Sie errathen schon, daß dieser Zufall meiner Liebe nicht günstig seyn konnte.

Der alte Marquis war ebenfalls äußerst eigensinnig und geizig. Er hatte das Recht auf seiner Seite, und ärgerte sich über die unedlen

Bemühungen meiner Mutter, es ihm streitig zu machen.

Sie geriethen bald sehr hart zusammen, und je gewisser meine Mutter überzeugt wurde, daß sie den Proceß verlieren mußte, desto mehr nahm ihre Erbitterung zu. Wenn sie gleich dem jungen Marquis ihr Haus noch nicht verbot, so empfing sie ihn doch mit solchem Kaltsinne, daß er alle Augenblicke ein Abschieds-Compliment erwarten mußte.

Oft, wenn wir allein beisammen waren, (dieses erlaubte sie uns noch,) beweinten wir die Härte und den Geiz unserer Eltern; doch entschuldigten wir sie gegen einander, und versprachen uns, trotz ihres Hasses, uns doch zu lieben, bis endlich das Schicksal uns mehr begünstigen würde. Mein Geliebter suchte indeß, so viel als möglich, durch das ehrerbietigste Betragen, die Härte seines Vaters bei meiner Mutter zu mildern, und mit Stillschweigen ertrug er alle ihre schmähenden Vorwürfe; ich aber, die ich die Gemüthsart meiner Mutter besser kannte, erwartete mit Zittern den Ausgang.

Er näherte sich. Bei einem Vergleiche, den

die

die Freunde meiner Mutter zwischen ihr und dem Grafen zu vermitteln suchten, kamen Beide zu einer mündlichen Unterredung, und geriethen so heftig zusammen, daß meine Mutter, auf's äußerste gegen ihren Gegner, und alles was ihm anhing, aufgebracht, den Versammlungsort verließ.

Ich erzitterte, da sie in mein Zimmer trat: die Wuth flammte in ihren Augen, ihr Gesicht war blaß wie eine Leiche, und alle Glieder bebten vor Zorn.

Cäcilia, rief sie mit schrecklicher Stimme, bis auf den Tod bin ich von dem niederträchtigen Vater deines Liebhabers beleidiget worden. Gedenke nicht mehr seines Sohnes, und wenn er zu meinen Füßen läge, und ein Königreich mit sich brächte, so würde es mir eine Wollust seyn, ihn von mir zu stoßen. Meine Schwelle soll er nicht mehr betreten, und Du, unterstehe Dich nicht, hinfort ihn zu sehen, mit ihm zu reden, oder eine Zeile an ihn zu schreiben. —

Aber, liebste Mutter! rief ich weinend. — Kein Aber, rief sie, und stand auf; Du weißt jetzt meinen Willen, Du kennst mich, fürchte Dich, mir ungehorsam zu seyn.

Sie entfernte sich, ließ den Marquis rufen, kündigte ihm ihren Willen an, und verbot ihm ihr Haus. Umsonst warf dieser Unglückliche in der äußersten Verzweiflung sich zu ihren Füßen, umsonst stellte er ihr die zärtlichste Liebe vor, und versprach, nach dem Tode seines Vaters alles zu ersetzen; sie stieß ihn von sich, begegnete ihm sehr schimpflich, und war vergnügt, die Beleidigung des Vaters einigermaßen an dem Sohne gerächt zu haben.

Ungeachtet ihres harten Verbotes, wagte ich es doch, im Geheim Briefe mit ihm zu wechseln, und Sie können leicht errathen, wovon sie handelten; ich verbrannte die seinigen, sobald ich sie gelesen hatte, und eben so versicherte er mich, daß er mit den meinigen verführe. So blieb unser Briefwechsel lange verborgen, und vielleicht würden wir nicht so unglücklich geworden seyn, wenn es dabei geblieben wäre.

Wir hatten kaum eine Zeitlang ungehindert das Glück gehabt, alle Tage uns mit einander schriftlich unterreden, und unsre Noth einander klagen zu können, als wir uns schon sehnten, ein

Mal das Vergnügen einer mündlichen Unterredung zu genießen.

Ich will Ihnen nicht die Hindernisse alle erzählen, die wir zu übersteigen hatten, ehe wir zur Erfüllung unsrer Wünsche gelangten; genug, wir erreichten sie: nach vieler Bemühung, Sorge und Gefahr sahen wir uns wieder.

Wir kamen oft zusammen, weil meine Mutter, wegen ihrer Geschäfte sich sehr oft von Hause entfernen mußte, und ich ihn dann sicher in meinem Cabinette, mit Hülfe einer getreuen Magd, verbergen konnte; überdieß ging er immer so zeitig hinweg, daß seine Besuche unbemerkt blieben, und ich gestattete sie ihm gern, da er mit keinem Worte, mit keiner Gebehrde, je die Bescheidenheit und Ehrfurcht verletzte, die er, vereint mit der zärtlichsten Liebe, mich täglich blikken ließ.

Aber dieses unschuldige Glück, das wir genossen, währte nicht lange; auf die schrecklichste Weise wurde unsre Freude gestört, und wir Beide auf immer unglücklich gemacht.

Eines Tages, da wir eben beisammen waren, und uns den Entzückungen der Zärtlichkeit, so

viel es Tugend und Unschuld erlauben, ganz überließen, näherte sich unbemerkt meine Mutter, in der fürchterlichsten Verfassung, meinem Zimmer. Sie war früh nach dem Parlaments-Präsidenten gefahren, um die letzten Hülfsmittel, ihren Proceß zu gewinnen, anzuwenden; wir vermutheten ihre Zurückkunft daher noch lange nicht. Aber sie erfuhr eine Nachricht, die sie in Verzweiflung setzte, die schreckliche Nachricht, daß ihr Proceß ohne alle Hülfe verloren sei.

Wüthend, wie eine Furie, verließ sie den Präsidenten, sobald er ihr dieses angekündigt hatte, kam unerwartet zu Hause, und eilte unaufgehalten, ehe man mich von ihrer Ankunft benachrichtigen konnte, nach meinem Zimmer. Sie erschrack, da sie die Stimme einer Mannsperson zu hören glaubte.

Mit einem Stoße sprengt sie die Thüre auf, und mit Geschrei, wie eine wüthende Löwinn, fährt sie auf den erschrockenen Grafen los, der sich aber aus ihren Händen windet, und glücklich entkömmt. Gewiß, ich mußte ihn so lieben, wie ich es wirklich that, um ihm diese Schwachheit verzeihen zu können. —

Da saß ich nun, vor Schrecken unbeweglich, sprachlos, der unbändigen Wuth einer erbitterten Frau überlassen. —

Ich will Ihnen nicht alle die kränkenden Beleidigungen erzählen, gütigste Freundinn, die ich ausstehen mußte; ich weiß nicht einmal, was sie alles that, sagte, schrie, lärmte; das aber weiß ich wohl, daß sie nicht eher aufhörte zu toben, als bis ich halb todt und fühllos auf dem Boden zu ihren Füßen dahingestreckt lag. —

Eben hier lag ich noch, als ich zu mir selbst kam. Die unmenschliche Mutter hatte mich der Gefahr des Todes überlassen, sich wegbegeben, und die Thüre hinter sich verschlossen.

Ich machte einen Versuch aufzustehen, aber meine Kräfte reichten nicht zu; ich kroch endlich auf Händen und Füßen zu einem Bette, legte mich hinein, und bald darauf verfiel ich in ein heftiges Fieber.

Gegen Abend endlich kam meine Mutter, sah mich an, und setzte mir, ohne ein Wort zu reden, etwas Speise hin; dann entfernte sie sich wieder. Auf den Sturm des Zornes folgte eine Stille, die mir aber noch furchtbarer war, als

der Sturm. Drei ganze Tage vergingen, ohne daß sie ein Wort sprach, oder mir mit einer Sylbe antwortete.

Mein Fieber hatte mich verlassen, und ich stand auf und kleidete mich an. Meine Mutter kam herauf, sie war auch angekleidet: Komm, sagte sie. — Ich folgte ihr mit wankenden Füßen die Stiege hinunter in den Hof, wo eine Reisekutsche stand; ohne nach ihrem Vorhaben zu fragen, stieg ich hinein, und in vollem Gallopp jagten die Pferde davon.

Unterweges redete meine Mutter kein Wort, sondern sah mich nur mit einer drohenden Miene an; erst als wir ungefähr eine Meile von hier entfernt waren, brach sie ihr Stillschweigen.

Cäcilia, fing sie an, Du weißt, was vorgegangen ist, Du weißt, wie sehr Du mich beleidigt hast. Vernimm daher meinen festen Entschluß: Der Proceß ist verloren, und die darauf verwandten Kosten haben mein Vermögen so geschwächt, daß ich genöthigt bin, mich sehr einzuschränken. Hätte Dein Ungehorsam nicht alle Liebe zu Dir aus meinem Herzen verbannt, so hättest Du bei mir bleiben, und nur die Last

meines Unglückes erleichtern sollen. Jetzt aber führe ich Dich nach einem Kloster, wo Du bleiben, und ohne Widerrede Dein Gelübde ablegen sollst; dieß sind die letzten Unkosten, die Du mir machen wirst. Dein schneller Gehorsam bewegt mich vielleicht, Dir Dein letztes Verbrechen zu verzeihen.

Dieß war der Ton, aus dem meine Mutter mit einer Tochter redete, die kein Verbrechen begangen hatte, als den Sohn desjenigen zu lieben, gegen den sie einen ungerechten Proceß führte.

Ich sank vor ihr nieder; ich wandte alles an, sie zu erweichen, aber umsonst; ich stellte ihr endlich vor, der junge Graf würde mich heirathen, und dadurch die Verbrechen des Vaters versöhnen.

Was? unterbrach sie mich, meine Tochter sollte je verbunden seyn mit dem Sohne meines ärgsten Feindes? Nein, Cecilia, erwürgen wollt' ich Dich mit meinen Händen, ehe ich zugäbe, daß je der Graf sich mit der Hoffnung schmeichelte, Dich seine Schwiegertochter zu nennen. Gehorch! alle Möglichkeit soll ihm benommen werden, daß

je sein Sohn Dich besitzen könne. Ich schwieg und weinte.

Wir kamen hier an. Unsere würdige Aebtissinn nahm mich liebreich auf; vergebens bat meine Mutter sie, mir hart zu begegnen; ich fand in ihren Armen eine Zärtlichkeit, die ich bei meiner Mutter vermißte. Die übrigen Schwestern begegneten mir gleichfalls so gütig, und mit einer Gelindigkeit, die mich um so mehr einnahm, je weniger ich sie gewohnt war. Die Stille, die hier herrschte, war mir nach dem schrecklichen Sturme, der mich betäubt hatte, angenehm. Hier konnte ich ungestört den süßen Träumen nachhängen, die mich noch immer umflatterten; die heiligen Geschäffte der Nonnen rührten meine ganze Seele.

So angenehm mir indessen auch das Klosterleben war, so hätte ich mich doch schwerlich entschließen können, nach vollendetem Probejahre die Gelübde abzulegen, wenn nicht meine Mutter selbst mit einer triumphirenden Freude mir berichtet hätte, daß mein Geliebter, vermuthlich nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, mich zu befreien, an einer Auszehrung gestorben sei.

Nun hatte die Welt für mich nichts Reizendes mehr; was konnte mich also von dem Entschlusse abhalten, ihr zu entsagen?

Aber noch jetzt, Gräfinn, noch jetzt ist dieses verderbte Herz getheilt, noch bewahrt es das Andenken eines Geliebten, der vielleicht von dem Throne Gottes mitleidig auf mich herabsieht. Mit Beschämung muß ich es gestehen; sein Bild verfolgt mich überall, und allenthalben steigen geheime Seufzer der Zärtlichkeit aus meinem Busen auf. In meiner einsamen Zelle, in dem düstern Gewölbe des Klosters, hier in diesem Gehölze, ja, wenn ich auch unter den Gräbern umher wandle, überall, selbst im Angesichte des Altars, steigen diese Seufzer empor, und die Stimme des Gewissens schilt mich, daß sie nicht Gott gewidmet sind. Nicht die Feier des Gottesdienstes, nicht die heiligen Uebungen der Andacht können meinen Geist sammeln, immer beschäftigt mit einer strafbaren Liebe. —

Sehen Sie, dieß ist die Ursache meines geheimen Kummers, der Schwermuth, die mich verzehrt. Ich merke, meine Kräfte verschwinden allmälig, meine blühende Jugend verwelkt, ich

werde ein Opfer meiner Leidenschaft. Eine geheime Ahnung versichert mich, ich bin meiner Auflösung nahe; bald werde ich von dieser widerstrebenden Hülle befreiet werden, und mich ganz der Liebe Gottes heiligen können. —

So endigte Cäcilie ihre Geschichte, und weinte. — Aber, fuhr sie fort, Sie versprachen, auch mir, die Begebenheiten Ihres Lebens mitzutheilen, und, was ich sonst nicht zu bitten wagte, begehr ich jetzt auf das dringendste.

Ich werde mein Versprechen halten, fing die Gräfinn an, und wenn gleich meine Geschichte nicht ganz so traurig ist, als die Ihrige, so wird sie doch wenigstens Sie überzeugen, daß ich nicht unbillig bin, wenn ich über die Härte des Schicksals klagte. Sie hatten einen Liebhaber, und verloren ihn, Sie hatten aber nicht die Kränkung, daß er Sie verließ. Mich aber liebte mein Ehemann, und ohne mein Verschulden entzieht er mir seine Zärtlichkeit.

Nachdem mein Vater den größten Theil seiner Jahre dem Dienste des Königs gewidmet hatte, ging er auf seine Güter, wo er bald an einer übel geheilten Wunde sein Leben endigte; er

hinterließ meine Mutter, eine Frau, die bei einem mittelmäßigen Alter noch alles Feuer und alle Reize der Jugend hatte, und mich, ein Mädchen von sieben Jahren.

Meiner Mutter, die sich sehr über den Tod ihres Gemahls betrübte, war unsere Einsamkeit auf dem Lande so traurig, daß sie nach geendigter Trauerzeit, sich aufzumuntern, ihr Gut verließ, und in Paris ihre Wohnung nahm; überdieß glaubte sie, mich, die sie so zärtlich liebte, besser für die Welt bilden zu können, wenn sie mich die Welt kennen lehrte.

Unser Haus war ein Versammlungsort der auserlesensten Gesellschaften. Da meine Mutter noch eine ziemlich junge, reiche und vornehme Wittwe war, ohne mehr, als ein aufblühendes Mädchen bei sich zu haben, da sie viel Munterkeit besaß, und ihren Umgang sehr angenehm zu machen suchte, so konnte es nicht fehlen, daß sich nicht Viele einfanden, die sich den Besitz ihrer Person wünschten. Daher mangelte es niemals an jungen Herren von höherem Stande, die unsere Zusammenkünfte durch ihre Gegenwart glänzend machten; und sie ermüdeten nicht, wenn sie gleich

alle Hoffnung verloren. Das reizende Betragen meiner Mutter fesselte sie.

Ich will nicht weitläufig von meiner Jugend reden. Ohne durch merkwürdige Begebenheiten bezeichnet zu werden, floh sie leicht und froh vorüber. In dem Getümmel rauschender Lustbarkeiten, von Zerstreuungen aller Art umgeben, aber unter der Aufsicht einer wachsamen und zärtlichen Mutter, die, auch mitten in diesem Gewühle, meine Unschuld zu erhalten, meine Sitten zu bilden und meinem Herzen die Grundsätze der Tugend und Frömmigkeit einzuflößen wußte, wuchs ich heran. Da diese gütige Freundinn nichts unterlassen hatte, was einigen Annehmlichkeiten, die mir etwa die Natur verliehen haben mochte, neue hinzufügen konnte, so wurde ich oft durch ein parteiisches Lob meiner Freunde beschämt; und als ich das funfzehnte Jahr erreicht hatte, fingen viele von denen, die alle Hoffnung zu Erlangung ihres Zweckes bei meiner Mutter aufgegeben hatten, an, sich durch meine Gewogenheit entschädigen zu wollen.

Der Graf la Fayette war es, der mein

Herz gewann; seine ehrerbietige Liebe, die zärtliche, unermüdete Gefälligkeit, die er mir bezeigte, rührten mich. Er war ein liebenswürdiger Jüngling, bescheiden und herablassend gegen Jedermann, und alle seine Handlungen verriethen das beste Herz, die edelsten Gesinnungen. Warum mußte er doch in die Hände tückischer Verführer gerathen, die seine ganze Denkungsart änderten! Er war zugleich von vornehmem Stande und besaß viele Güter. Es konnte mich also nichts bewegen, ihm meine Hand zu verweigern; meine Mutter wünschte mir Glück, und gab mir gern ihre Einwilligung.

Wir vermählten uns, und zwei Jahre verflossen, ohne daß das Glück der zärtlichsten Liebe, dessen wir genossen, durch irgend einen Zufall wäre gestört worden, außer, daß meine Mutter im zweiten Jahre nach meiner Vermählung, zu unserer größten Betrübniß, durch eine unerwartete Krankheit ihr Leben endigte.

Bisher war mein Leben ruhig und heiter, wie ein Frühlingsmorgen, gewesen; aber nun zogen drohende Ungewitter sich über mir zusammen,

und ehe ich's mich versah, senkte sich das Unglück mit seiner ganzen Last auf mich herab.

Mein Gemahl, dem bisher kein Vergnügen reizend war, als das er in meiner Gesellschaft genoß; er, der unwillig war, wenn lange, zerstreuende Gesellschaften ihn von mir entfernten; der, wenn uns Geschäfte trennten, sich nach der Stunde sehnte, da wir uns wiedersehen könnten; dieser gefällige, zärtliche Gemahl gerieth in die Gesellschaft eines jungen leichtsinnigen Thoren, der ihn bald mit einer Rotte Bösewichter bekannt machte, deren Geschäft es ist, unbesonnene Jünglinge durch Schmeicheleien und eigennützige Gefälligkeiten zur Freundschaft zu verführen, um sie nachher in den Abgrund des Elendes und der Schande zu stürzen, nachdem sie sich mit ihrer Beute bereichert haben.

Ich bemerkte bald seine Veränderung. Er war selten zu Hause, war zerstreut und unruhig. Die Heiterkeit seiner Seele, seine zärtliche Anhänglichkeit war verschwunden; er war nicht mehr offenherzig, nicht mehr gefesselt an meinen Umgang, sondern kaltsinnig, mürrisch, geheimnißvoll.

Ich ertrug alles, ohne mich zu beklagen; im Geheim aber erkundigte ich mich nach den Ursachen seiner veränderten Gemüthsart. Welch ein tödtender Schmerz durchbohrte mein Herz, als ich erfuhr, mein Gemahl ergebe sich den niedrigsten Ausschweifungen; in den Armen schändlicher Weiber zerstöre er seine Gesundheit, und wenn ihn bei unmäßigen Schwelgereien der Wein berauscht habe, verspiele er ansehnliche Summen; ja, er solle im Stillen schon eines seiner Güter verkauft haben.

Ich will es gern gestehen, der Kummer, ihn so den Weg des Verderbens und der Schande betreten zu sehen, raubte mir die Heiterkeit, mit der ich ihn sonst empfing. Er schrieb diese Schwermuth, die er in meinen Zügen las, mit Recht dem Verdrusse über seine Ausschweifungen zu, er schämte sich, und nun sah ich ihn noch seltner, als zuvor.

O meine Theuerste! ein mürrisches Betragen, auch durch gerechte Unzufriedenheit veranlaßt, ist wahrlich nicht das Mittel, die Zärtlichkeit eines Mannes wieder zu gewinnen, welche seine Ausschweifungen uns entzogen haben.

Mit meinem Schaden erfuhr ich es. Mein Gemahl floh mich immer mehr. Seine Verführer, die mich als eine Hinderniß betrachteten, daß sie ihn noch nicht ganz zu Grunde gerichtet hatten, suchten erst mich zu verleiten, daß auch ich lasterhaft würde; da ihr schändliches Vorhaben ihnen nicht gelang, so bemüheten sie sich, mich bei meinem Gemahle ganz verhaßt zu machen, und auch die wenige Zärtlichkeit ihm zu rauben, die er noch für mich hegte, und die ihn vielleicht noch von manchem Verbrechen zurückhielt.

Sie stellten mich ihm als eine eifersüchtige Beobachterinn und Tadlerinn aller seiner Handlungen vor, die ihm alle Vergnügungen mißgönne, und ihn eben so mürrisch und finster zu machen suche, als sie selbst sei; und was dergleichen Verläumdungen mehr waren.

Sie thaten indeß ihre Wirkung. Mein Gemahl scheuete mich, und, wenn man erst Ursache zu haben glaubt, seinen Freund fürchten zu müssen, so ist die Zärtlichkeit bald verschwunden.

An einem Abende, da er in drei Tagen mit keinem Fuße meine Schwelle betreten, kam er,

halb

halb berauscht zu Hause; ich weinte eben. Bei seiner Ankunft aber trocknete ich mir die Augen, und ging ihm mit einer heitern Miene entgegen. Er antwortet auf meine Liebkosungen nicht, und wirft sich in den Lehnstuhl. Indem sieht er, daß ich geweint habe. Madame, spricht er, ich bin des Gewinsels überdrüssig, ich bin es überdrüssig, eine Person um mich zu haben, die bei einer jeden Handlung, die ich vornehme, mir stillschweigend Verweise giebt; Sie werden mir daher eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie sich auf eine Zeitlang entfernen; und überdem sind meine Einkünfte durch einige Zufälle zu sehr geschwächt, als daß sie mir ferner den Aufwand gestatteten, zu dem mich Ihre Gegenwart zwingt. —

Dieß war die Sprache eines zärtlichen Ehemannes, der kein Glück zu besitzen verlangte, wenn er mich nur besaß; der jede Stunde als verloren ansah, in welcher er meine Gegenwart entbehren mußte. — —

Ich konnte vor Weinen eine Zeitlang nicht reden. Mein erster Vorsatz war, mich zu widersetzen, aber endlich beschloß ich, nachzugeben; viel-

leicht, so dachte ich, ruft meine Entfernung seine Zärtlichkeit zurück.

Wo wollen Sie denn, fragte ich, daß ich mich aufhalten soll? Wählen Sie sich ein Kloster, versetzte er, dieß würde mir am angenehmsten seyn; wo nicht, so mögen Sie auf meinem Landgute in der Provinz sich aufhalten. Mit diesen Worten verließ er mich.

Sie können sich vorstellen, welche schreckliche Nacht dieser Unterredung folgte; gefoltert von den schmerzhaftesten Empfindungen war es mir unmöglich, eine Stunde zu ruhen. Oft dachte ich, es wäre meine Pflicht, auch gegen seinen Willen da zu bleiben; wenn ich aber wiederum erwog, daß dieser Widerstand ihn nur noch mehr erbittern würde, so blieb ich bei meinem Entschlusse, ihm zu gehorchen. Vielleicht, dachte ich, wird morgen der Befehl von ihm widerrufen.

Aber, ich Thörichte betrog mich; den andern Morgen kam mein Bedienter und berichtete mir, sein Herr wäre frühzeitig fortgegangen, und hätte ihm aufgetragen, die Reisekutsche in Stand zu setzen, und die weitern Ordres von mir zu vernehmen.

Ich ließ ihn abtreten, um ihm die Empfindun-

gen der schrecklichen Schmerzen zu verbergen, die mich bei dieser Nachricht durchdrangen. Der Barbar! Er fürchtete, durch meine Thränen gerührt zu werden, daher scheuete er den Abschied.

Nun war ich unschlüssig, ob ich hier in diesem Kloster meinen Aufenthalt nehmen sollte, oder auf dem Gute meines Gemahls, in der Provinz. Ich wählte das Erste, denn Estagne war zu weit von Paris entfernt, und —

Wie nannten Sie das Gut ihres Gemahls? rief Cäcilie mit bebender Stimme. —

Estagne heißt es; es ist sein Stammgut, und er hat auch dessen Namen geführt, bis er vor einigen Jahren ein Landgut erbte, welches ihm unter der Bedingung vermacht war, daß er nach demselben den Namen de Fayette annehmen sollte. Aber, was fehlt Ihnen, Cäcilie? Sie werden ohnmächtig! —

Die Nonne sank ihr fühllos in die Arme, aber bald erholte sie sich wieder. „Gütiger Gott! rief sie, wie wunderbar sind Deine Führungen, wie wohlthätig leitest Du die Sterblichen, und machest sie glücklich in dem Augenblicke, da sie Dich der

Strenge beschuldigen!" — Beste Freundinn, fuhr sie fort, und umarmte die Gräfinn, die erstaunt und sprachlos den Ausgang dieses Auftrittes erwartete, von dem ihr alles unbegreiflich war — Dank sei Ihnen, tausend Mal Dank! Sie haben mich von meiner strafbaren Liebe geheilt, und alle Schwermuth aus meinem Herzen verbannt. Dieser unartige Gemahl ist, wie ich höre, eben mein Liebhaber. Meine Mutter, ich entdecke den ganzen Betrug, hat mich hintergangen, um mich desto leichter zur Annehmung des Schleiers zu bewegen. Ich erkenne die Güte des Himmels, der meiner Mutter eine unmenschliche Begegnung erlaubte, um mich dem schrecklichsten Unglücke zu entreißen, das mir hätte begegnen können! — Gewiß, ich hätte nicht die Kräfte gehabt, es zu überleben — Du, o Gott! kanntest den Leichtsinn meines Liebhabers, den ich, bethört von blinder Zärtlichkeit, nicht erkannte; Du wußtest das Elend, das mich in seinen Armen bedrohte, und, welche Fürsorge konnte gütiger seyn! — Du entrissest mich den Kränkungen eines undankbaren Liebhabers, und würdigtest mich, Deine Braut zu werden. Nun, so soll auch

hinfort mein ganzes Herz Dir geheiligt seyn; von ganzem Herzen entsage ich der Welt, und die Beschäftigung meines ganzen künftigen Lebens soll seyn, mich Dir zu weihen, um mich der Verzeihung meiner Undankbarkeit, um mich des Glückes würdig zu machen, Deine Verlobte zu seyn.

Ja, liebste Gräfinn, Sie werden es erfahren, meine Seele wird nicht mehr, wie bisher, von dem geheimen Kummer genagt werden, sondern ich werde die Freude schmecken, mich ganz dem Dienste des Herrn gewidmet zu haben. —

Die Gräfinn bewunderte mit ihr die unbegreiflichen Wege der Vorsehung, und das ganze Kloster wünschte Cäcilien zu der Veränderung Glück, die man bald an ihr gewahr wurde, ohne die Ursache davon errathen zu können. Auch die Seele ihrer Freundinn erhob sich über die Beleidigungen ihres unwürdigen Gemahls, und sie erwartete gelassen den Ausgang ihres Schicksals, dessen Aufschluß nicht fern war; denn sie erhielt bald nachher einen Boten, mit der Aufforderung, eilends nach Paris zu ihrem Gemahle zu kommen, der tödlich krank sei.

Diesen Unglücklichen hatten endlich seine Aus-

schweifungen von der Höhe seines Wohlstandes in's tiefste Verderben hinabgestürzt. Sein Vermögen war in die Hände seiner Verführer gefallen. Er selbst war ein Gegenstand der Verachtung geworden; seine Ausschweifungen hatten seinen Körper verzehrt, und in seinen Adern kreisete das Gift der Verwesung.

Verlassen von Allen, überhäuft mit Mangel und Schande, gefoltert von Gewissensbissen und den Schmerzen einer schändlichen Krankheit, erinnerte er sich seiner tugendhaften Gemahlinn. Nur diesen einzigen Wunsch hatte er, sie noch ein Mal zu sehen, und aus ihrem eigenen Munde die Versicherung ihrer Verzeihung zu hören — aber er genoß dieses Glück nicht mehr.

Die Gräfinn, die, mit der zärtlichsten Besorgniß erfüllt, nach Paris geeilt war, kam in dem Augenblicke an, da er verschied. Ein erschütternder Anblick für sie; denn sie las in seinem Angesichte noch die Züge der schrecklichsten Verzweiflung, und sie betete den Willen der Vorsehung an.

Siebenter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in Bestrafung manches Lasterhaften.

---

120) Luckner büßt noch als Greis frühe Sünden.

Wer hat wohl den französischen General von Luckner, der in seiner Jugend ein großer Parteigänger bei der alliirten Armee im siebenjährigen Kriege war, dann in französische Dienste trat, und in seinen alten Tagen, die er in Teutschland verlebte, eine Pension von dem französischen Hofe zog, nicht bedauert, da er als Greis, wo er seine Pension in Frankreich selbst abholen wollte, indem er sie sehr unrichtig ausgezahlt erhielt, dort auf Befehl des Robespierre guillotinirt wurde? Gleichwohl ist sein Tod, den er in Frankreich unschuldig leiden mußte, als verdiente Strafe einer frühen Sünde anzusehen,

die er in Teutschland begangen hatte. — Luckner wollte einst im siebenjährigen Kriege ein feindliches Regiment aufheben, das vom Prinzen Soubise die Erlaubniß hatte, einige Tage vom Lager der Armee abgesondert, in einer kleinen Stadt zu cantoniren. Er marschirte in einer Nacht durch einen Wald auf das Städtchen los, und führte sein Vorhaben größtentheils nach Wunsche aus. Dorthin hatte er einen sichern Mann, der Wege und Stege im Walde kannte, als Boten, mitgenommen, und als ihn dieser richtig aus dem Walde und auf einen Weg gebracht hatte, der zur Stadt führte, zog er eine Pistole, und schoß den treuen Führer todt. „Denn, sagte er, wer weiß, ob der Kerl schweigen gelernt hat, und nicht vielleicht dem Feinde unsere Expedition verräth —!“ — Trauete Luckner seinem Boten nicht, so konnte er ihn als Arrestanten bis nach geendigter Expedition behalten; aber den armen Mann todt zu schießen, war eine unverantwortliche Grausamkeit. — Auf dem Wege zur Guillotine wird ihm gewiß eingefallen seyn, was er einige dreißig Jahre vorher an dem unschuldigen Boten verdient hat.

(Erzählungen vom Herrn von Zanthier 1800.)

---

121) Appius, der Gesetzverächter, findet seinen Lohn.

Appius Claudius, der zu Rom als Decemvir die ganze obrigkeitliche Gewalt hatte, sahe einst von seinem Richterstuhle die Tochter eines angesehenen Mannes, des Virginius, in die Schule gehen. Sie hieß Virginia, lebte jetzt, nach ihrer Mutter Tode, unter der Fürsorge ihres Oheims, und war dem ehemaligen Tribun Icilius zur Ehe versprochen. Vergeblich suchte Appius die Aufseherinn des schönen Mädchens durch Bestechungen zu gewinnen, daß sie solches seinen Lüsten ausliefern sollte. Claudius aber, ein Client des lasterhaften Decemvirs, machte, unter dem Vorgeben, sie sei die Tochter eines seiner Sclaven, auf ihre Person Anspruch, und führte sie mit sich fort. Das Volk rettete sie; aber sie mußte vor Gericht er-

scheinen, und Appius befahl, sie dem Claudius auszuliefern, ohne die Meinung ihres Vaters, der bei der Armee im Felde war, zu vernehmen. In dem Augenblicke kam ihr Bräutigam, schloß sie in die Arme, und sagte: „Untersteht sich Jemand, in Abwesenheit des Vaters ihr Gewalt zuzufügen, so will ich das römische Volk zu Hülfe rufen, und Virgin wird sich des Beistandes aller Soldaten zu erfreuen haben. Gott und Menschen werden uns helfen.“ Appius, der sich fürchtete, erklärte nun, daß nicht die Wuth des Icilius, sondern bloß die Bitte des Claudius, der sich des Rechts begebe, seine Sclavinn sogleich nach Hause zu führen, ihn bewege, erst Virgins Rückkunft abzuwarten. Da er aber diese Rückkunft scheuete, so ersuchte er durch einen Boten seine Collegen, welche im Felde commandirten, dem Virgin unter irgend einem Vorwande den Urlaub nach Rom zu versagen. Allein der Bote war zu spät gekommen; Virgin langte zur bestimmten Zeit in Rom an, und widerlegte die Lüge des Claudius durch überzeugende Gründe. Er brachte angesehene Frauen herbei, welche aussagten, sie hät-

ten Numitorien, die Mutter der Virginia, schwanger gesehen; andere bezeugten, sie hätten ihr bei der Niederkunft Hülfe geleistet; und noch andere wußten, Virginia sei von der Numitoria gestillt worden. Um die Wirkung dieser Gründe bei dem Volke zu unterdrücken, ersann Appius eine Lüge, gab sich selbst zum Zeugen an, und sagte: „Ich erkläre, als Zeuge und Richter zugleich, daß Virginia dem Claudius zugehört; und mein Urtheil ist, daß sie ihm übergeben werden soll.“ Das Volk schrie laut über diese Ungerechtigkeit, wurde aber durch Soldaten aus einander getrieben. Nun ersuchte der unglückliche Vater den Richter, ihm zu erlauben, daß er zu seiner Beruhigung in der Tochter Gegenwart noch einige Fragen an ihre ehemalige Wärterinn thun dürfe, welches ihm zugestanden wurde. Er faßte hierauf seine Tochter in die Arme, trocknete ihr die Thränen ab, führte sie nahe an eine Bude, ergriff ein Messer, das daselbst lag, und sprach: „Meine liebe Tochter, dies ist das einzige Mittel, Dir Deine Tugend und Deine Freiheit zu erhalten. Geh zu Deinen Vorfahren, so lange Du noch frei

und unbefleckt bist!" Mit diesen Worten stieß er ihr das Messer in's Herz, zog es wieder heraus, als es noch von ihrem Blute rauchte, wandte sich gegen den Appius, und rief ihm zu: „Bei diesem unschuldigen Blute weihe ich Dich den unterirdischen Göttern." Appius rief mit Wuth vom Richterstuhle herab, daß man ihn gefangen nehmen solle; allein Virgin bahnte sich mit dem Messer einen Weg durch die Menge, stieg auf sein Pferd, und eilte zum Lager zurück. Die Folge war, daß, durch einen Aufstand der Armee und des Volkes, alle Decemvirs verjagt wurden, und der Staat eine neue Regierungsverfassung bekam. Virgin wurde Volks-Tribun, und zog den gottlosen Appius vor Gericht, der in schwarzer Kleidung erschien. Das Volk sahe nun den Mann an eben dem Orte, wo er nur vor wenig Tagen, von Clienten umringt, den Gesetzen Hohn gesprochen und drohende Worte ausgestoßen hatte, in tiefer Traurigkeit und demüthiger Stellung. Er wurde in das Gefängniß geworfen, welches er selbst erbauet, und mit barbarischem Spotte, eine Wohnung des römischen Vol-

kes, genannt hatte. In diesem Gefängnisse wurde er, bevor das Urtheil über ihn gefällt war, sein eigener Henker.

122) Ein Oesterreichischer Salz-Kassirer mordet, und wird entdeckt.

In dem österreichischen Polen verspielte ein Salzbeamter das Kassengeld, welches er abliefern sollte. Nachher ließ er anspannen, und fuhr mit der ledigen Kasse auf den Ort zu, wo er abliefern sollte. Dort wollte er glaubhaft machen, daß er beraubt worden sei: deßhalb erschoß er im Walde den Kutscher, hieb ein Pferd nieder, gab sich selbst einige leichte Stiche, brach den Kasten auf, streuete einige Ducaten umher, schrie um Hülfe, und ging mit einem herbeigeeilten Menschen nach dem Orte hin, von wo aus sogleich Husaren zur Verfolgung der Räuber abgingen. Der Kassirer war nun in seinen Gedanken völlig sicher, nicht verrathen zu werden, da er den Kutscher getödtet zu haben glaubte.

Aber eben diesen brauchte die Vorsehung, Alles an's Licht zu bringen: denn er war von dem Schusse nicht todt geblieben, erholte sich wieder, und entdeckte die böse That.

---

123) Dials Strafe für seinen Mordversuch.

Nach Aussage öffentlicher Blätter d. d. London den 17ten Februar 1767, kam Seven Dials nach Hause, in der Meinung, sein Mittagsessen auf dem Tische zu finden, fand aber vielmehr seine Frau berauscht auf dem Bette liegen. Hierüber aufgebracht legte er eine Zündruthe mit Schießpulver unter das Bette, um die Frau in die Luft zu sprengen. Da er aber unvorsichtig dabei zu Werke ging, blieb die Frau unbeschädigt, und die Flamme ergriff ihn selbst so sehr, daß er halb verbrannt in's Hospital gebracht werden mußte.

---

124) Gaunernde Presser werden gepresst.

Im März 1803 umringten ohnweit London ein und zwanzig Bösewichter, meistens Kohlenbrenner, funfzig Arbeiter die aus Wappings Fabrik kamen, gaben sich für Presser aus, und nöthigten jene, ihnen zwanzig Pfund Sterling zu zahlen, um sich von der Presse loszukaufen. Indem kamen zwei wirkliche Presserhaufen, und da die Gauner sich nicht als patentirte Presser legitimiren konnten, so wurden sie sämmtlich gepresst, und sogleich auf Schiffe gebracht. (Berl. Zeit. 1803.)

125) Ein Undankbarer verräth seinen treuen Vater, und stürzt sich in's Verderben.

Ein östreichischer Lieutenant quälte seinen Vater, der eine kaiserliche Kasse unter sich hatte, oft um Geld. Da er bei zunehmender Verschwendung einmal 600 Gulden forderte, die er nothwendig haben müsse, um bei Ehren bleiben zu

können, so stellte sich der Vater, als habe er nichts mehr, und gab ihm das Geld, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Nachdenken und zur Sinnesänderung zu bringen, aus der kaiserlichen Kasse; ergänzte aber die Summe sogleich wieder von dem Seinigen. Der Sohn wußte, daß Kaiser Joseph II. eine ansehnliche Belohnung darauf gesetzt hatte, wenn Jemand eine Defraudation landesherrlicher Kassengelder anzeigen würde; er gab also seinen Vater an, um diese Belohnung zu erhalten. Die Kasse ward sogleich untersucht und richtig befunden. Der Kaiser, von dem Zusammenhange der Sache unterrichtet, tröstete den Vater wegen des ungerathenen Sohnes durch eine ansehnliche Gehaltzulage, und verurtheilte den Undankbaren zu einer zehnjährigen Festungsstrafe.

---

126) Schweres Sterben eines dreifachen Mörders.

Im Jahre 1783 ereignete sich in dem Militair-Hospitale zu Prag folgender Vorfall

Ein Soldat, von Geburt ein Italiäner, der einige Zeit in dem Hospitale gefährlich krank gelegen, starb, und wurde, der Gewohnheit nach, zuvörderst in die Todtenkammer gebracht. Nach Verlauf eines halben Tages hatte einer der Krankenwärter etwas in der gedachten Kammer zu verrichten, und es kam ihm vor, als ob der vermeinte Todte sich etwas hin und her bewege. Man untersuchte denselben, und fand ihn wirklich noch lebendig. Er ward also unverzüglich nach dem Krankenzimmer zurückgebracht, dort auf's neue verpflegt, und mit Medicin versorgt. Indessen wollte es mit seiner Besserung nicht fort, sondern er starb den zweiten Tag darauf. Er ward abermals in die Kammer gelegt, und über Nacht darin gelassen. Früh Morgens sahe man wieder nach, und fand ihn, fast erstarrt, auf dem Fußboden kriechend. Man pflegte seiner wie zuvor, und als er sich erholt hatte verlangte er einen Geistlichen. Diesem bekannte er in Gegenwart aller Anwesenden, daß er in seinem Leben drei Todtschläge begangen, und vor Gewissensangst nicht habe sterben können. Mit Wehmuth und Thränen bezeigte er nun

Reue, ward hierauf ruhiger, und starb jetzt wirklich. (Deutsche Zeitung.)

---

127) v. Anjou's Mordsucht und Ende.

Heinrich der Dritte, König von Frankreich, hatte als Herzog von Anjou nicht wenig zu der abscheulichen Pariser Bluthochzeit beigetragen, und wechselsweise, bald mit den Katholiken, bald mit den Protestanten, sein Spiel getrieben. Er ward aus seiner Hauptstadt verjagt, mußte seine Zuflucht zu seinen Feinden nehmen, und die Hülfe derer suchen, die er beleidigt hatte, um nur diejenigen, denen er vormals niederträchtige Gefälligkeiten erwiesen, wieder zum Gehorsam zu bringen. Nach manchen Mühseligkeiten und Kränkungen ward er ermordet, und starb an eben dem Orte, in eben dem Hause und in eben der Stunde, wo er, am ersten August 1572, in dem geheimen Rathe den Vorsitz geführt hatte, in welchem das Blutbad am

Bartholomäus-Tage beschlossen worden war.

---

128) Aberglaube veranlaßt die Entdeckung einer Mordthat.

In der Grafschaft York in England ging, im Jahre 1780, ein Fleischer in ein Haus, dessen Herrschaft abwesend, und in welchem bloß eine Magd gegenwärtig war. Er schlug diese zu Boden, durchschnitt ihr die Kehle, nahm die besten Sachen mit, und wurde fünf Meilen davon Matrose auf einem Kaperschiffe, welches noch an eben dem Tage auslief. Die Magd lebte noch so lange, daß sie der zurückgekommenen Herrschaft den Mörder beschreiben konnte. Nach einer zweijährigen, nicht nur unfruchtbaren, sondern auch, von allerlei Unfällen verfolgten Kreuzfahrt, lief der Kaper endlich wieder ein. Das viele Mißgeschick bewog die Matrosen, nach dem unter ihnen herrschenden Aberglauben, zu behaupten, es müsse unter ihnen ein Mörder seyn. Dieß wiederholten sie

auf dem Lande gegen Alle, die ihnen begegneten. Nach fünf Tagen kam das Gerücht in den Ort, wo der Mord begangen worden war. Ein Mann, den man nach dem Ankerplatze geschickt hatte, erkannte den Mörder, und dieser wurde nicht lange darauf zum Tode verurtheilt. (Bunzlauer Monatschrift 1782. S. 332.)

---

129) Albemano und sein Mörder-Anhang werden entdeckt, und finden den Lohn der Gerechtigkeit.

Albemano, ein Edelmann zu Mailand, wollte sich mit einem Frauenzimmer, Namens Clara, vermählen, konnte aber ihre Einwilligung nicht erhalten, weil sie bereits mit dem Barentano versprochen war. Diesen ließ er durch zwei Banditen, denen er zweihundert Ducaten gab, umbringen, gelangte nun wirklich zu dem Besitze der Clara, wurde aber bald gleichgültig gegen sie, und lebte zügellos. Unterdessen wurde Pedro, einer von den Mördern, wegen Dieberei eingezogen, und sollte gehängt

werden. Aus dem Gefängnisse schrieb er an Albemano, er solle ihn befreien, widrigenfalls, werde er den auf sein Verlangen geschehenen Mord des Barentano anzeigen. Albemano antwortete ihm, er wolle sich seiner annehmen, und in wenigen Tagen solle er auf freiem Fuße seyn. Das war aber nur ein falsches Vorgeben; denn er brachte ihm in einer übersandten Flasche Wein ein starkes Gift bei, und an dem Morgen, wo die Hinrichtung geschehen sollte, fand man den Missethäter auf dem Strohe todt liegen, glaubte indeß, er habe sich selbst vergeben. Einige Tage nachher aber verlangte Leonardo, der andere Mörder, in einem Briefe Geld von Albemano, wenn er die Ermordung des Barentano nicht offenbaren solle; diesen Brief legte der Kammerdiener in Abwesenheit seines Herrn auf den Tisch desselben. Albemano hatte, wie es damals Mode war, einen Stocknarren in seinem Dienste; dieser veranlaßte durch sein Reden und sonderbares Betragen, daß die Gemahlinn den Brief zu sich nahm, ihn endlich erbrach, und das schreckliche Geheimniß darin

fand. Gewissenshalber zeigte sie es an. Leonardo wurde herbeigeholt, und zugleich mit Albemano verurtheilt. Erster bezeigte Reue; der Letzte verfluchte sein Weib, den Narren und den Diener, welcher auch mit hingerichtet wurde, weil Albemano aussagte, daß er ihn zur Vergiftung des Pedro gebraucht habe.

Achter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in den natürlichen, traurigen Folgen der Verkehrtheit.

130) Eine Mutter ermordet, ihrer Absicht nach, ihren Neugebornen, und wird von demselben nach 21 Jahren erschlagen.

Auf einem gräflichen Schlosse war eine Magd verführt worden, und kam nieder, ohne daß es Jemand wußte. Aus Furcht vor der Schande faßte sie den schrecklichen Gedanken, ihr Kind umzubringen. Sie warf es in das heimliche Gemach, welches über einen Fluß gebauet war, um glauben zu machen, es sei im Wasser umgekommen und vom Flusse fortgeführt worden. Allein auf dem Grunde des heimlichen Gemaches waren zwei starke eiserne Stäbe über einander befestigt. Das Kind war gerade auf dieses Kreuz gefallen und auf demselben liegen geblieben. Ein Bedienter hörte es des Abends spät noch schreien; er sagte es den Andern, sie gingen hin, hielten eine Fackel hinein, und sa=

hen das arme Kind in der größten Gefahr über dem Wasser schweben. Es schien fast unmöglich, dasselbe zu retten; doch ein Knecht wagte es, stellte eine lange Leiter auf die verrosteten eisernen Stäbe, stieg hinunter und brachte das Kind glücklich herauf.

Die Sache wurde sogleich dem Grafen angezeigt. Er ließ eine strenge Untersuchung anstellen, und man entdeckte bald die Mutter des Kindes, welche auch das Verbrechen sogleich gestand. Sie war als eine Mörderinn des Todes schuldig; denn sie hatte die Absicht gehabt, ihr Kind zu ermorden, wenn gleich ihr Anschlag nicht gelungen war. Der Graf begnadigte sie zwar, doch ließ er sie gleich über die Grenze bringen. Sie diente noch eine Zeitlang und schaffte sich endlich einen kleinen Kram an, mit welchem sie im Lande herumzog.

Des armen Kindes wollte sich Niemand erbarmen, als der brave Knecht, der es mit Gefahr seines Lebens gerettet hatte. Er nahm es, trug es nach Hause zu seiner Frau, und diese war auch willig, es anzunehmen. Die guten Leute gaben ihm den Namen Anton, und er-

zogen es treulich mit ihren eigenen Kindern. Beide starben, als Anton eilf Jahre alt war, und nun bekümmerte sich Niemand um ihn. Da er nichts zu essen hatte, ging er auf den Kirchhof, setzte sich auf das Grab seines gewesenen Pflegevaters, und fing an es aufzuscharren, als ob er ihm seine Noth klagen wollte.

Ein Schuster, der vorüber ging, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erbarmte sich seiner, und nahm ihn mit in sein Haus, in der Absicht, ihm das Schusterhandwerk umsonst zu lehren; allein die Zunft gab es nicht zu, weil Anton ein uneheliches Kind war. Der Schuster brachte ihn daher zu seinem Schwager, einem reichen Bauer. Diesem diente er, wurde aber schlecht erzogen. Sein Herr hielt ihn hart, schlug ihn über jede Kleinigkeit, und warf ihm immer seine uneheliche Geburt vor. Dadurch ward er boshaft und heimtückisch; jedoch blieb er zehn Jahre bei diesem Herrn.

Eines Sonntages schob er mit andern Burschen Kegel, und gewann dabei viel; dieß verdroß die Andern, und Einer von ihnen sagte, er wolle gar nicht mehr mit ihm spielen, denn

die unehelichen Kinder hätten immer viel Glück. Dadurch empört, warf Anton dem Spötter die Kugel an den Kopf; dieser stürzte sogleich zu Boden und lag eine Zeitlang ohne Besinnung. Anton glaubte, er habe ihn getödtet, ergriff also die Flucht, und lief vier und zwanzig Stunden lang, ohne zu verweilen, da er fürchtete, man möchte ihn verfolgen und einholen.

Des Montags Abends langte er bei einem Wirthshause an, das mitten in einem großen Walde lag; Hunger, Durst und Mattigkeit trieben ihn hinein. Ganz furchtsam fragte er den Wirth, ob er einen Krug Bier und ein Nachtlager bekommen könne. Dieser bejahete es und brachte ihm das Bier. Indessen traten gegen zwanzig fremde Kerle in's Zimmer, denen drei Weiber und viele große Hunde folgten. Anton drückte sich furchtsam in die Ecke des Zimmers; aber die Gäste sahen ihn bald, und fragten ihn: Landsmann, woher? und er nannte den Ort, von dem er herkam. Sie fragten weiter: wohin? und er antwortete, er wisse noch nicht, wohin sein Weg ihn führen werde. Aus diesen Worten und aus seiner Furchtsamkeit

schlossen sie, daß er etwas Böses begangen haben und jetzt auf der Flucht seyn müsse.

Die fremden Gäste waren Räuber. Da sie sahen, daß Anton jung und stark war, so kamen sie auf den Gedanken, ihn in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Sie fingen deswegen an, ihn auszufragen, ob er nicht einen Diebstahl oder etwas ähnliches begangen habe? und da er nichts gestehen wollte, so droheten sie, ihn auszuliefern. Dadurch geschreckt, fiel er vor ihnen auf die Kniee, und bekannte, daß er eine Mordthat begangen habe. Der Anführer der Räuberbande sprach nun Anton viel von der Gefahr vor, in welcher er sich befinde, und machte ihn bange, daß er vielleicht bald am Galgen hängen werde. Endlich sagte er: wenn ich Dich in Schutz nehme, so soll Niemand Dir etwas thun können; aber Du mußt mir schwören, mich niemals zu verlassen oder zu verrathen. Anton hatte noch nicht viel in der Welt erfahren, und merkte also nicht, daß er unter Räubern war. Mit Freuden nahm er daher das Anerbieten an, legte den verlangten Eid ab, und begab sich unter den Schutz der Gesellschaft.

Darauf aß und trank er mit ihnen recht herzlich, und freuete sich sehr, unter so gute Leute gekommen zu seyn.

Den andern Morgen zog er mit ihnen fort. Sie führten ihn in den Wald, und jetzt erst merkte er, daß er sich unter Räubern befände. Er wollte gern entfliehen; aber sie gaben so genau auf ihn Acht, daß er wider seinen Willen bleiben musste. Sechs Wochen hatte er bei ihnen zugebracht, und in dieser Zeit ihnen die Lebensmittel nachgetragen, als endlich der Anführer ihn mit sich in ein dickes Gebüsch nahm, in welchem noch drei Räuber waren. Man trank viel Brantwein, und als Anton anfing die Wirkung desselben zu fühlen, sagte der Anführer zu ihm: Bruder, Du sollst heute Dein Probestück machen! Anton erschrak, die Andern sprachen ihm Muth zu, gaben ihm noch mehr Brantwein, und führten ihn an eine Straße, wo sie sich hinter den Bäumen versteckt hielten.

Als es anfing dunkel zu werden, sahen sie eine Frau die Straße heraufkommen; da sagte einer von den Räubern: es ist die Krämerinn, sie kommt vom Markte, und hat gewiß hundert

Thaler

Thaler bei sich. Darauf sprach der Anführer zu Anton: „Muthig! packe sie an, fordere ihr Geld, und wenn sie es nicht herausgeben will, so haue sie nieder. Fort! sonst haue ich Dich zusammen.“ Voller Angst taumelte Anton hin nach der Frau, und schrie: Dein Geld her! Sie wollte entfliehen, aber Anton zog seinen Säbel und spaltete ihr den Kopf. In dem Augenblicke sah er, daß ein Haufen Bauern daher kam, und daß seine Kameraden davon liefen; er wollte desgleichen thun, aber vor Schrecken und Entsetzen konnte er nicht aus der Stelle. Die Bauern fingen ihn und führten ihn in das nächste Dorf; er wurde verhört, und bekannte sogleich alles; man setzte ihn in das Gefängniß.

Bei weiterer Untersuchung zeigte sich, daß die ermordete Krämerinn Antons Mutter war. Gerechter Vergelter im Himmel! wie muß sich doch alles so wunderbar fügen! Dieses Weib hatte vor ein und zwanzig Jahren schon den Tod verdient, denn sie hatte ihr eigenes Kind ermorden wollen. Damals war sie ihrer Strafe entgangen; aber jetzt bekam sie noch ihren Lohn durch die Hand ihres eigenen Sohnes, den sie hatte

ermorden wollen. Anton erfuhr es in seinem Gefängnisse, daß er seine eigene Mutter getödtet habe. Diese Nachricht ging ihm so zu Herzen, daß er den Gebrauch seiner Vernunft verlor, und sich in seinem Gefängnisse erhängte.

---

131) Alexander und Valentinois vergiften sich selbst, indem sie Andere vergiften wollen.

Das schändliche Leben Papst Alexanders des Sechsten endigte mit einem kläglichen Tode. Der Papst hatte gerade ein Mal viel Geld nöthig, und um es zu erlangen, creirte er neun sehr reiche Prälaten zu Cardinälen. Kaum war die Ceremonie mit Ertheilung des Hutes geendigt, so schmiedete er nebst seinem gottlosen Sohne, dem Herzoge von Valentinois, den Anschlag, die Reichsten davon sterben zu lassen, um ihr Vermögen, unter dem Scheine des Rechts, an sich zu bringen, welches nun, den Gesetzen zufolge, dem Fiscus anheim fiel. Zur Ausführung dieses arglistigen Planes ward ein glänzendes Gastmahl in dem Weinberge des Hadrian Cor-

netto, eines der Cardinäle, veranstaltet. Der Herzog schickte dem Kellermeister seines Vaters eine Anzahl Bouteillen vergifteten Weines, mit dem Befehle, sie nur denen zu geben, die er ihm anzeigen würde. Der Papst und der Herzog kamen zum Cornetto, und weil der Tag heiß war, verlangte der Papst eine Erfrischung, bevor er sich zur Tafel setzte. Zufällig war in diesem Augenblicke der Kellermeister abwesend. Der Unterkellermeister, der nichts von dem vorhin erwähnten Befehle des Herzogs wußte, gab also dem Mundschenk von dem gesandten Weine, in der Meinung, daß dieser vorzüglich gut sei. Vater und Sohn tranken nach Herzenslust. Kaum hatte man sich zur Tafel gesetzt, so bekam der Papst Zuckungen, die ihn niederwarfen; auch der Herzog erkrankte auf der Stelle. Man trug sie in den Vatican, und nach acht Tagen starb der Papst.

---

132) Feburg, oder: wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Johann Feburg, ward 1523 erster Sekretär des Königs von Dännemark; auf die-

ser Stufe eines sehr bedeutenden Ranges, der weder mit seiner niedrigen Abstammung, noch mit seinen unbedeutenden Verdiensten übereinstimmte, und zu dem er, Gott weiß wodurch, gestiegen war, wurde er voll Eigendünkel und unleidlicher Aufgeblasenheit. Er begegnete den Adeligen mit der erniedrigendsten Verachtung; die Großen des Reiches verschwärzte er bei dem Könige auf die gehässigste Weise. Insbesondere war Torber, Gouverneur von Kopenhagen, ihm ein Stachel; er schwor, Torber'n zu stürzen, weil dieser sich seinen Ränken widersetzt hatte. Ein einziger Vorfall beschleunigte ihren beiderseitigen Untergang und schmählichen Tod.

König Christian der Zweite liebte leidenschaftlich eine gemeine Buhldirne, Namens Columbine. Feburg, der dieß wußte, benutzte es, um Torber'n eine Grube zu graben, in die er jedoch selbst fiel. Er suchte nämlich den König, dessen Schwäche er kannte, zu überreden, daß Torber mit seiner geliebten Columbine im Stillen in sehr vertraulichen Verhältnissen lebe. Torber, der diese Verläumdung erfährt, schwört, auf gleiche Weise den Fe-

burg beim Könige zu verläumden; der König hatte Spione, die lauern und ihm sagen mußten, wer zu Columbinen Zutritt habe. Torber ließ durch diese Spione hinterbringen, daß Feburg von Columbinen geliebt werde. Christian verbirgt seinen Aerger und Verdruß darüber, und schickt den Feburg unter dem Vorwande, dem Gouverneur einen wichtigen, von ihm selbst geschriebenen Brief eigenhändig zu überreichen, nach Kopenhagen. Dieser Brief enthielt den Befehl, den Ueberbringer desselben, auf den kleinsten Verdacht einer Schuld, hinzurichten. Dieses war es, was Torber wünschte, und er ließ Feburg an den nächsten Galgen bei Kopenhagen aufhängen. Dieß war nun die Grube, welche Feburg für Torbern bereitet hatte. Torber ahnete indessen nicht, daß er selbst dem Feburg in die Grube bald nachfolgen, und so die Schuld, seiner an Feburg begangenen Verläumdungen, ebenfalls büßen werde.

Einige Zeit darauf sahe die Schildwache des Nachts um den Kopf des gehängten Feburg eine Flamme. Nur Wenige begriffen es, wie

die Flamme durch die ölichten Theile im Kopfe entstehen konnte. Man rief überall: ein Wunder. Selbst König Christian, der es auch sahe, hielt es für ein Zeichen von Feburgs Unschuld, und glaubte, daß Torber den flammenden Feburg ungerechter Weise zum Tode verurtheilt habe. Torber wurde nun auch nach kurzem Processe hingerichtet; er leuchtete aber nicht; man hielt daher allgemein Diesen für schuldig und Jenen für unschuldig.

---

133) Papst Gregors Meuchelmörder kommt um, indem er morden will.

Nachdem Papst Gregor der Siebente den Kaiser Heinrich den Vierten, auf dessen unerhörte Demüthigung, vom Banne losgesprochen hatte, stand er ihm gleichwohl noch nach dem Leben. Zu dem Ende ließ er Acht haben, wo der Kaiser in der Kirche während dem Gebete kniete, und bestellte nun einen Menschen, welcher von dem Gewölbe einen großen Stein

auf ihn hinab werfen sollte. Der Gebundene fiel mit dem Steine zugleich hinunter, und brach den Hals; der Kaiser aber blieb unbeschädigt. (Benno in Vita Gregorii VII.)

134) Münnich, Delessart, Walrave, Stair, Guillotin, Balue und Perillus erfahren selbst das Schicksal, welches sie Andern bereiten.

Man findet in der Geschichte mehrere Beispiele, daß Personen selbst die Strafen ausgestanden haben, welche sie für Andere neu erfunden hatten. Unter ihre Anzahl gehört: a) der ehemahlige russische Staatsminister, Graf Münnich. Als ihn die Kaiserinn Elisabeth nach Sibirien schickte, befahl sie, daß er dort in dasselbe Haus gesperrt werden sollte, welches er zu Pelim für Biron hatte bauen lassen. Münnich mußte den Kelch der Bitterkeit bis auf die Hefen leeren. Es fügte sich nämlich, daß er auf seinem Wege nach Sibirien demselben Biron begegnete, des-

sen Stelle er einnehmen sollte. Birons und Münnichs Begleiter haben erzählt, daß Beide unverwandt die Augen auf einander geheftet, bis sie sich ganz nahe gekommen, und daß sie alsdann mit niedergesenktem Angesichte, und ohne auch nur ein Wort zu reden, bei einander vorbeigegangen seien; gleichsam im tiefen Gefühle einer richtenden Gottheit! —

b) u. c) Delessart hatte als Minister das Locale des Tribunals in Orleans einrichten lassen, so wie General Walrave die Gefängnisse in der Sternschanze vor Magdeburg unwissend für sich selbst bauete, nur mit dem Unterschiede, daß man in Magdeburg mehr auf Bequemlichkeit gesehen hatte, als in Orleans. Hier fanden sich nur zwei Zimmer mit Caminen, und beide waren besetzt, als Delessart dahin gebracht wurde. Ein Gefangener erbot sich, das seinige zu räumen; der Minister berief sich aber auf die Gleichheit, und auf die Vorrechte der zuerst gekommenen. Nur mit Mühe konnte man ihn bewegen, bei kalter Witterung ein elendes Zimmer zu beziehen, das erwärmt werden konn-

te. (v. Archenholzens Minerva, November 1782.)

d) Karl Stair, ein Schottländer, war der Erfinder der Guillotine, und der Erste, der vermittelst derselben den Kopf verlor. (Hamb. Zeitung 1793.)

e) Jean Baptiste Guillotin, ein Arzt, ist mit der von ihm selbst verbesserten Guillotine zu Lyon hingerichtet worden, weil er einen verdächtigen Briefwechsel mit Turin unterhielt. (Berl. Zeit. 1794.)

f) Der Cardinal von Balue ersann für Gefangene einen Käfig von Eisen, und mußte nachher, unter der Regierung Ludwigs des Eilften, Königs von Frankreich, selbst vierzehn Jahre darin zubringen.

g) Perillus hatte dem abscheulichen Tyrannen Phalaris, zu Agrigent in Sicilien, einen Ochsen von Metall gegossen, und versicherte, wenn man einen Menschen hineinstecken und Feuer darunter machen lasse, so werde das Winseln desselben nicht anders klingen, als ob ein Ochse brülle. Als nun der

Künstler für die Erfindung dieser Maschine seinen Lohn forderte, ward er gezwungen, die Probe an sich selbst machen zu lassen, wo dann sein Geheul in der That dem Gebrülle eines Ochsen gleich war.

Neunter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar
in den großen Folgen anscheinend
unbedeutender Handlungen.

135) Emilie, oder das Spiel des Zufalls.

Es sind drei Jahre, erzählt ein Brunnengast, als ich nach Spaa ging. Ich hatte mich lange gegen die Reise gesträubt, aber die Weiber sind gläubige Seelen. Mein Arzt demonstrirte, meine Frau glaubte, mein Kopfschütteln half mir nichts, und ich ward, wohl eingepackt, der wunderthätigen Heilquelle zugeschickt. Meine Frau und Emilie, meine Tochter, begleiteten mich. Auf der letzten Station vor Spaa sollte ein Mittagsmahl eingenommen werden. Wir waren in der Stube des Postmeisters. Ich saß mit meinem gichtischen Arme in einem Lehnstuhle, auf welchem schon mancher Hoffnungsvolle, auf der Hinreise, und mancher Betrogene, auf der Rückreise, gesessen haben mochte, und bedachte in meiner grießgrämigen Laune, daß dieses auf der Lebens-

reise überhaupt so Mode sei; die Weiber dachten an andere Moden. Wir wollten ja in wenigen Stunden in Spaa einziehen, da mußte der Anzug geändert, oder wenigstens der Kopf zurecht gesetzt werden, und nur die Mode vermag dieß bei den Weibern. Während der Vorbereitungen dazu, denn die Metamorphose sollte in einem Nebenzimmer vor sich gehen, trat ein junger Mann in die Stube, der eben in einer leichten Courier-Chaise angekommen war. Frohsinn und Lebenslust, und das behagliche Gefühl, daß er und die Welt auf dem besten Fuße zusammen stehen, sprachen aus seinen Mienen. — — Eine Kokarde an seinem Hute, und seine freie, stolze Haltung, bezeichneten ihn als Militair. Ich alter Krüppel erhielt ein leichtes Compliment, die Mutter ein respektvolles, die Mamsell Tochter ein artiges. Johann war beordert worden, das nöthige Handwerkszeug zur Decoration der Damen aus dem Wagen zu holen; man hatte es noch diesen Morgen gebraucht; es war nirgend zu finden. Mit dieser betrübten Nachricht und einem noch betrübteren Gesichte trat jetzt Johann in's Zimmer. Nicht möglich! der

Spiegel, die Kämme, die Nadeln, der ganze Tollettenkram verloren! und gerade in diesem entscheidenden Augenblicke, eben bei der Zurüstung zu einem, wenn auch nicht glorreichen, doch gefälligen Einzuge in Spaa! Die Weiber waren in ihrem ganzen Operationsplane gestört, und wenn auch die meinigen gerade nicht zu den eiteln gehören mögen, so ist doch in solchen Fällen das ganze Geschlecht sich gleich. Ich saß still da, und wußte keinen andern Trost, als etwa den Toiletten-Apparat des Herrn Postmeisters; aber der junge Herr war mit einem Sprunge zur Thür hinaus, und in wenig Augenblicken stand das niedlichste Reise-Necessaire, welches nur je über den Kanal herübergekommen war, zum Dienste der Damen da. Man erzeige den Weibern eine zuvorkommende Artigkeit, und sie sind gewonnen. Die Bekanntschaft war angeknüpft. Der junge Mann wollte auch nach Spaa; wir aßen zusammen, und, trotz meiner übeln Laune und meines deutschen Vorurtheils gegen die Bildung jenseit des Rheins, konnte ich doch nicht umhin, ihn sehr gebildet und liebenswürdig zu finden. Wie artig, wie gefällig, wie ange-

nehm! wiederholten Mutter und Tochter, als wir im Wagen saßen. Emilie sah oft zum Wagen hinaus, ob man das Ziel unserer Reise noch nicht sehen könne, und bemerkte jedes Mal, daß die Courier-Chaise des Officiers immer einen größeren Vorsprung gewönne, und daß es doch etwas ganz anders sei, in solch einem leichten Fahrzeuge hinzurollen, als in einem so schwerfälligen Reisewagen, wie der unsrige, eingepackt zu seyn. Ich muß gestehen, daß ich mit großer Sehnsucht an die Rückreise dachte, denn die Aussichten waren eben nicht erfreulich für mich. — Das Glück meinte es indeß besser, als ich erwartete. Das sorgenlose Leben, die heitere Geselligkeit, und die Heilkräfte des Bades, wirkten vortheilhaft auf meine Gesundheit. Es wurden Lustpartien in die umliegende Gegend gemacht, und unser Bekannter, von der letzten Station her, war gewöhnlich von der Gesellschaft. Er reiste früher, als wir, und ich muß gestehen, sein Abschied that mir weh; seine immer frohe Laune war mir vielleicht die heilsamste Arzenei gewesen, die ich in Spaa gefunden hatte. Meine Frau lobte seine Sittsamkeit, und daß er nie an der Pharobank gewesen

sei,

sel, und Emilie war stumm wie ein Fisch; sie sagte auch nicht ein Wörtchen zu seinem Lobe. Am Morgen nach seiner Abreise bringt ein Lohnbedienter die Abschiedskarten und ein Billet an mich, worin er mir für die frohen Stunden dankt, die er — eigentlich mir gemacht hatte, und mich um Erlaubniß bittet, meiner Tochter ein Andenken von Spaa überschicken zu dürfen. Der Bediente hatte ein Mahagonykästchen auf den Tisch gesetzt, worauf mit schönen goldenen Buchstaben: Souvenir de Spaa! zu lesen war. Neugierig untersuchten es die Weiber, und siehe da, sie fanden die niedlichste Reisetoilette für Damen, und ein paar französische Verschen, die auf die Veranlassung unserer ersten Bekanntschaft anspielten. — Leider bin ich so galant, daß mir alle Galanterien verhaßt sind, und was ich bei andern jungen Frauenzimmern nicht leiden mag, durfte am wenigsten bei meiner Tochter Statt finden. Ich war unerbittlich; es sollte, es durfte nicht angenommen werden; und da freilich das Zurückschicken durch die Abreise des jungen Mannes unmöglich gemacht war, so sollte es wenigstens nicht mit nach Hause genommen werden. —

Emilie bekam eine lange, ernste Vermahnung, und meine Frau einen Gardinen-Sermon, der eben so erbaulich war. Beides fruchtete; das Kästchen kam mir nicht wieder vor die Augen, und erst, als wir zu Hause angekommen waren, und der Reisewagen bis auf den Grund ausgepackt wurde, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß das Souvenir de Spaa, ungeachtet aller Sermonen, glücklich die Reise mit gemacht hatte. — Aber es ist doch gar zu schön! sagte die Mutter; aber lieber Vater, auf die Straße werfen konnten wir's doch nicht, sagte die Tochter. Du sollst es nicht behalten, sagte ich mit Ernst, und — das Kästchen war wieder verschwunden, wie der Prinz Biribi. — Ich sahe es nicht wieder, als an jenem schrecklichen Tage, und auf eine Art, die uns Allen ewig unvergeßlich seyn wird. Schon am Morgen hörten wir die Annäherung des Feindes. Beschäftigt mit dem Zusammenpacken der besten Sachen, die in Sicherheit gebracht werden sollten, hatte meine Frau das Kästchen aus dem Schranke, der im Vorzimmer stand, herausgesetzt. Wir glaubten das Ungewitter nicht so nahe, noch weniger so

schrecklich, als es hereinbrach. In wenig Augenblicken waren die Thore meines Wohnortes gestürmt, die Straßen in ein Schlachtfeld verwandelt, Mord und Plünderung in die friedliche Stadt eingezogen. Mein Haus, der Straße gerade entgegen stehend, wo der Sturm eindrang, ward erbrochen. Eine wilde, wüthende Menge, eben von der blutigen Arbeit des Gefechtes kommend, stürmte herein. In den Augenblicken meiner höchsten Noth stürzt ein Officier, in einen Mantel gehüllt, herein, treibt die Menge aus den Zimmern, verschließt die Hausthür, stellt eine Schutzwache in das Wohnhaus, kommt wieder zurück, und — präsentirt meiner Emilie das Souvenir de Spaa! Es war unser Freund, jetzt unser Retter. Wir hingen mit Thränen der Dankbarkeit und des Entzückens an seinem Halse. Das Kästchen hatte ihm den Weg zu uns gezeigt. Er hatte es erkannt, als ein plündernder Soldat damit aus dem Hause trat. — An welche Kleinigkeiten knüpft die Vorsehung oft die Erhaltung ganzer Geschlechter? — Siehst Du Väterchen! sagte Emilie mir scherzhaft drohend.

Das Kästchen hat jetzt einen Ehrenplatz in

dem besten Zimmer meines Hauses, und das Souvenir de Spaa ist mir ein Souvenir meiner wunderbaren Rettung und meiner ewigen Dankbarkeit.

---

136) Eine Kleinigkeit anders, und Friedrich der Einzige regierte vielleicht nie.

Umstände schreiben den einzelnen Menschen, so wie ganzen Staaten, ihre Entwickelungen vor. — Welch einen ganz andern Gang würde der Preußische Staat genommen haben, wenn nicht am Anfange des vorigen Jahrhunderts zwei königliche Wiegenkinder des Hauses, die ältern Brüder Friedrichs des Großen, — jedes durch einen besondern unglücklichen Zufall, umgekommen wären, und ihrem jüngern Bruder Platz gemacht hätten! —— Friedrich I., der Großvater dieser Prinzen, hatte eine so große Vorliebe für den Namen Oranien, daß er die feierliche Verordnung machte: daß der erste Sohn eines Kronprinzen von Preußen jedesmal den Titel eines Prinzen von Oranien führen sollte. Nach seinem bekannten Ge-

schmacke und seiner grenzenlosen Prachtliebe sollte denn auch der erste neugeborne Sohn des Kronprinzen, Friedrich Ludwig, die oranische Weihe auf eine glänzende Art empfangen. Man umgab das Schloß mit Kanonen, und ließ sie wiederholentlich so fürchterlich donnern, daß der junge Prinz vor Schrecken von der Epilepsie befallen wurde, und nach wenigen Jahren daran starb. — Der Tod des darauf folgenden sogenannten Prinzen von Oranien war fast eben so traurig und merkwürdig. Das Kind litt ungewöhnliche Schmerzen bei'm Durchbruche der Zähne. — Der königliche Leibarzt von Gundelsheim gab ihm ein Pulver, nach welchem der Prinz wenige Stunden darauf sein Leben endigte. Der, damals an den Hof berufene, berühmte Arzt Hofmann aus Halle eilte in die Apotheke, und fand bei Untersuchung der Recepte, daß Gundelsheim dem Kinde eine solche Dosis gegeben, die selbst ein erwachsener Mensch nicht würde ertragen haben. Hofmann zeigte dieß der Mutter des Kindes an, und diese zweifelte nicht länger an dem unglücklichen Mißgriffe, da der königliche Leibarzt gewöhnlich des Nachmittages betrunken war. Alle diese sonderbaren Umstände mußten vorausgehen,

um Friedrich dem Großen die Bahn zum Throne zu öffnen.

---

137) Die Langeweile macht le Catt zum Lector Friedrichs.

Einst, als Friedrich der Einzige und Balbi als verkleidete Tonkünstler reiseten, mietheten sie sich, um von einer Stadt zur andern zu kommen, Plätze auf einer Jacht, die voll Menschen war, auf welcher sie aber noch ein Zimmerchen für sich allein bekamen. Die Zeit wurde ihnen lang; der König schickte Balbi in den großen Raum, um sich nach Jemand umzusehen, mit dem sich wohl ein Wort sprechen ließe. Nach einer Viertelstunde kam Balbi mit dem Bescheide zurück, es wäre ein Mensch da, der feine Sitten mit soliden Kenntnissen zu verbinden schiene. Hierauf erhielt Balbi den Auftrag, ihn zum Frühstücke einzuladen, welches aus einer Pastete bestand, die ihren ganzen Vorrath ausmachte. Der Fremde nahm die Einladung an und folgte Balbi zu seinem Herrn, dem er ihn so vorstellte: Hier, mein

Freund, bringe ich einen artigen Herrn, der seine Portion von der Pastete da haben will. Nach einigen Höflichkeitsbezeugungen von Seiten des Königs, fragte dieser den Fremden, was für ein Landsmann er sei?

„Mein Herr, ich bin ein Schweizer —"

Ach ein achtungswerthes Volk! und aus welcher Gegend der Schweiz sind Sie?

„Aus dem kleinen Städtchen Morges."

Ach so, also nicht weit von Lausanne, von den Ufern des Genfer Sees: aus dem Canton Bern. — Sind Sie mit Ihrer Regierung wohl zufrieden? sind Ihre Patricier-Familien nicht ein wenig stolz, sogar die Bürger von Bern, wenn Sie zu ihnen kommen? sind sie nicht kostbar, anmaßend und hart?

„Darüber haben wir uns nur selten zu beschweren; sie werden durch so manche Vorzüge schadlos gehalten."

Haben Sie sich hier in diesem Lande niedergelassen?

„Nein! ich bin hier nur ein Reisender."

Weshalb sind Sie hergekommen?

„Meine Studien zu vollenden."

Werden Sie sich hier niederlassen?

„Ich glaube nicht, oder vielmehr, ich weiß es selbst noch nicht?"

Verwirrt das Buntscheckige der vielen, in der Schweiz angenommenen Regierungsformen, nicht die Begriffe in politischer Hinsicht? oder führt es nicht wenigstens zum Skepticismus oder zur Gleichgültigkeit?

„Nein, denn man weiß, daß jeder Canton frei ist, so wie er selbst es seyn wollte," u. s. w.

Kurz, der Herr Tonkünstler fuhr so beharrlich zu fragen fort, ging in solche Details, und that dieß mit so wenig Zurückhaltung, daß der Fremde, der nun gefrühstückt hatte, ungeduldig und sogar etwas empfindlich wurde, so, daß er endlich, statt zu antworten, den Fragenden unterbrach, und ihm sagte:

„Erlauben Sie, mein Herr, Ihnen anzumerken, daß, für einen Bissen Pastete, der Fragen beinahe zu viele sind."

„Ich bitte deshalb um Verzeihung," sagte der Frager, „Sie wissen ja, daß man reiset, um sich zu unterrichten, und daß ich um so eher zu entschuldigen bin, wenn ich mich diesem Triebe zu un-

bescheiden überließ, je seltener die günstigen Gelegenheiten dazu angetroffen werden."

Als sie sich trennten, sagte der Musikus zum Schweizer: „Da Sie sich noch zu keinem Stande bestimmt haben, so bitte ich um Ihre Adresse; ich könnte vielleicht Gelegenheit haben, Sie zu verbinden, und Ihnen etwas Anständiges vorzuschlagen." Der Schweizer gab ihm dankend seine Adresse, und zeigte den Weg an, Briefe an ihn gelangen zu lassen. So gingen sie aus einander. Friedrich verlor diesen Menschen nicht aus dem Auge. Nach einigen Jahren schlug er ihm die Stelle eines Vorlesers bei sich vor. Sie wurde angenommen, und le Catt genoß gegen dreißig Jahre die Gnade und Achtung des großen Königs.

138) Pavia's Einwohner leben, weil Alboins Pferd stolpert.

König Alboin, Meister von einem großen Theile Italiens, stiftete daselbst das bekannte Longobardische Königreich. Bei Eroberung

desselben, und namentlich bei Belagerung der Stadt Pavia, die den heftigsten Widerstand leistete, schwur der darüber erbitterte Alboin diesen fürchterlichen Eid: bei seiner Rache, wegen dieses hartnäckigen Widerstandes, weder Alter noch Stand der Belagerten zu schonen.

Als die Stadt, durch den Mangel der Lebensmittel und die daraus entstandene Hungersnoth, endlich genöthigt war, sich zu ergeben, und der Sieger ins Stadtthor ritt, stolperte sein Pferd, fiel, und war nicht wieder aufzuhelfen. — Dieser an und für sich unbedeutende Umstand ward durch einen seiner Begleiter für ein Zeichen des Zornes genommen, den das höchste Wesen über seinen Eid bezeige. Der rauhe Sieger wurde gerührt, steckte sein Schwert ein, und während er sich in den für ihn bestimmten Pallast begab, wurde den zitternden Einwohnern Gnade und Lebensschonung verkündigt.

139) Ein Schmidt in Essex erschüttert die Grundfesten des Englischen Staates.

Unter der Regierung Richards, Königs von England, ereignete sich ein Vorfall, der die unglücklichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Das Volk, über eine ihm aufgelegte Kopfsteuer mißvergnügt, murrte laut, und es bedurfte nur einer Veranlassung, um einen allgemeinen Aufruhr zu erregen. Diese fand sich:

Ein Schmidt aus Essex steht bei seiner Arbeit, als der Steuereinnehmer herein tritt, und die Kopfsteuer für die Tochter des Schmidts einfordert. Der Schmidt sagt, sie habe noch nicht das erforderliche Alter; der Steuereinnehmer hingegen behauptet, sie sei ein mannbares Mädchen. Dieses zu beweisen, erlaubt er sich einige Freiheiten, worüber der Schmidt so aufgebracht wird, daß er demselben mit seinem Hammer den Kopf einschlägt. Das umstehende Volk ruft ihm lautjauchzend Beifall zu, und rottet sich zusammen. Der Aufruhr geht von Grafschaft zu Grafschaft. Die Empörer wählen einen gewissen Wat Tyler zu ihrem Anführer, und schicken

Abgeordnete an den König, die auf eine Unterredung dringen müssen. Der König, welcher sich in den Tower geflüchtet hatte, war anfangs Willens, zu ihnen hinaus zu fahren, besann sich aber wieder, und kehrte zum Tower zurück. Der aufrührische Haufe brach in London ein, plünderte die Kramläden und verübte die gröbsten Ausschweifungen. — Dadurch, daß sie allen Edelleuten, deren sie habhaft werden konnten, die Köpfe abhieben, bewogen sie Richard endlich, zu ihnen hinauszugehen. —

Ihr Anführer verlangte allgemeine Verzeihung, Befreiung von der Kopfsteuer und dem Impost. Obgleich diese Forderungen gerecht waren, so betrug sich doch Wat Tyler bei dem Vortrage derselben sehr unanständig, indem er von Zeit zu Zeit mit einer drohenden Gebehrde sein Schwert aufhob. Der Lordmajor von London, Wilhelm Walworth, ward darüber so zornig, daß er den Redner zu Boden hieb, worauf ein Anderer, aus dem Gefolge des Königs, ihm sein Schwert in den Leib stieß. Das Volk, welches seinen Anführer fallen sahe, schnob Rache, und der König, nebst seinem Gefolge, würde gewiß

ein Opfer derselben geworden seyn, wenn nicht die Geistesgegenwart des Königs sie gerettet hätte. Er ging nämlich dem Volke entgegen: „Was — mein gutes Volk! — so redete er sie an — was ist die Absicht dieses Anfruhrs? Seid nicht außer euch über den Tod eures Führers. Ich bin euer König, ich will euer Führer seyn! Folgt mir in das Feld, und man wird euch willig geben, was ihr verlangt.

Bestürzt über diese Anrede folgte das Volk, wohin er es führte, und erhielt Abstellung seiner Beschwerden.

140) Ein Papagey befreiet den Prinzen Leo aus dem Gefängnisse.

Als Basil seinen ältesten Prinzen Constantin durch den Tod verloren hatte, ernannte er den zweiten, Leo, zu seinem Nachfolger. Dieser Prinz war eifersüchtig auf den Einfluß, welchen sich ein gleißnerischer Mönch, Namens Suntabaren, zu verschaffen gewußt hatte; er bemühete sich daher, ihn seinem Vater verhaßt zu machen. Der Betrüger, welcher die

Absicht des Prinzen merkte, beschloß, sich zu rächen. Er überredete Leo, daß eine Verschwörung gegen seinen Vater im Werke sei, welche auf der Jagd zum Ausbruche kommen sollte. Um nun seinen Vater desto besser vertheidigen zu können, vermochte Suntabarenus den Prinzen dahin, daß er einen Dolch unter seinen Kleidern verbarg. Der Heuchler ging hierauf zum Kaiser, und beichtete, wie er eine Verschwörung entdeckt habe, in welcher sein eigener Sohn mit begriffen sei. Der Kaiser gerieth in Furcht, und da zu damaliger Zeit Verschwörungen keineswegs zu den Seltenheiten gehörten, so gab er sogleich Befehl zur strengsten Untersuchung. Da man nun bei dem Prinzen einen Dolch in dem Kleide fand, so hielt ihn Basil für schuldig, und ließ ihn in's Gefängniß werfen. Man würde ihm auch die Augen haben ausstechen lassen, wenn nicht der Senat, so wie alle Personen von Stande, bei seinem Vater für ihn gebeten hätten. Seine Befreiung aus dem Gefängnisse geschah auf folgende sonderbare Weise.

Es hing nämlich in dem Speisesaale des Kaisers ein Käfig mit einem Papagei, welcher

von den Hofleuten, die das Schicksal des unglücklichen Prinzen beklagten, vielleicht oft die Worte: Armer Leo! gehört haben mochte. — Der Vogel rief daher einst, als der Kaiser eben große Tafel hielt, zu wiederholten Malen: Armer Leo! Die Großen schwiegen aus Betrübniß, und als der König sie um die Ursache dieser Betrübniß befragte, fielen sie ihm zu Füßen und baten für den Prinzen, dessen Unschuld sie sämmtlich mit ihrem Leben verbürgten. Der Kaiser versprach Untersuchung, worauf die Sache sich denn auch so befand, und der Prinz nicht allein seiner Haft entlassen wurde, sondern auch bald zur Regierung gelangte.

141) Drei Zufälligkeiten von Bedeutung.

A.

Ein mir bekannter Geistlicher — erzählt Pastor Götze in seinem Buche: Natur, Menschenleben und Vorsehung (Band 3. S. 242) — wurde auf dem Wege zu einem benachbarten Freunde von einem Gewitter übereilt. Er trat daher, um sich wider den heftigen Regen zu schüzzen, unter eine Windmühle. Als er hier eine

Zeitlang verweilt hatte, überfiel ihn eine so heftige Angst, daß er lieber naß werden, als länger an diesem Orte bleiben wollte. Kaum aber war er einige hundert Schritte fortgegangen, so schlug der Blitz in die Mühle, und hätte ihn wahrscheinlich getödtet, wenn er da geblieben wäre.

B.

Eine mir gleichfalls bekannte Person, fährt Götze fort, die von Natur bei einem Gewitter sehr ängstlich war, befand sich bei einem sehr starken Gewitter, nebst einem Kinde, in der Stube, und betete knieend. Aber ihr ward jetzt banger, als ihr je gewesen war. Es kam ihr vor, wie sie sich ausdrückte, als ob Jemand sie bei den Haaren hinwegzöge. Sie verließ daher sogleich den Ort und das Zimmer, und eilte zur Nachbarinn. Kaum war sie daselbst angelangt, so traf ein Blitzstrahl das Zimmer und selbst den Ort, wo sie geknieet hatte. Das Kind, welches in einiger Entfernung davon in der Wiege lag, blieb indeß unversehrt.

C.

Ein Kreiskommissar war auf ein Dorf geritten, wo das Gewitter eingeschlagen hatte. Als er

er des Abends um zehn Uhr noch nicht zurückgekehrt war, befahl die Mutter den beiden Kindern zu Bette zu gehen. Sie pflegten dieß sonst immer so zu halten; dießmal aber weigerten sie sich, ohne eine Ursache angeben zu können. Sie baten um die Erlaubniß, so lange aufbleiben zu dürfen, bis der Vater käme. Anfänglich bestand die Mutter auf die alte Ordnung; endlich aber konnte sie den dringenden Bitten der Kinder nicht widerstehen, und erlaubte ihnen, sich so lange auf die Stühle zu legen. Gegen Morgen erst kam der Vater, und da man nun die Kinder auf die Schlafkammer bringen wollte, war die ganze Bodendecke, an der man vorher nichts wahrgenommen hatte, eingestürzt.

142) Ein Scherz verursacht einen blutigen Krieg.

Wilhelm der Eroberer, der gegen das Ende seines Lebens sehr korpulent geworden war, sahe Krankheits halber sich genöthigt, einige Zeit das Bette zu hüten. Philipp I., König von Frankreich, nahm hiervon Veranlassung, zu sagen: „Er wundere sich, daß er noch nichts von der Niederkunft seines Bruders von England höre." —

Dieser an und für sich unschuldige Scherz, bloß aus französischem Leichtsinne entsprungen, ward hernach die Ursache eines blutigen Krieges; denn als Wilhelm die Bemerkung des Königs von Frankreich erfuhr, sagte er: „Sobald ich gesund bin, will ich in der Kirche zu Notre-Dame so viel Lichter *) opfern, daß der König wahrlich wenig Freude daran haben soll." —

In der That machte Wilhelm seine Drohung wahr; denn gleich nach seiner Genesung fiel er mit einer Armee in die Provinz Isle de France, wo er die größten Verheerungen anrichtete. — So geringfügig sind oft die Ursachen zu den blutigsten Kriegen.

143) Das nichtssagende Wort eines Fräuleins stürzt eine unschuldige Familie in's Verderben.

An der Tafel des Fürsten von Potemkin, dieses Günstlinges des Glückes am Russischen Hofe, erwähnte einst Jemand eines russischen Kaufmannes in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang

*) Es war dieß nämlich eine Anspielung auf den damaligen Gebrauch der Kindbetterinnen, mit einer Fackel ihren ersten Kirchgang zu halten.

wäre, daß er über den Gürtel hinunter reichte. „Den möcht' ich sehen!" rief ein Fräulein, das mit zu Tische saß. Kaum war das Wort über ihre Lippen, so schickte Potemkin den Befehl an die Polizei, den Kaufmann zur Stelle zu schaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man sich des Mannes wieder. Der Fürst erkundigte sich mit einem heftigen Tone; allein die Antwort lautete: „Er sitzt schon seit fünf Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat."

Der zitternde Greis ward nun hereingerufen, dem Fräulein vorgestellt, gehörig beguckt und entlassen. Als er wieder in sein Haus trat, war sein Weib, aus Kummer und banger Besorgniß um ihn, gestorben, und sein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet.

144) Der Fußtritt; oder, wie viel hängt nicht von einer Kleinigkeit ab.

Die Landgräfinn von Hessen-Darmstadt führte drei ihrer Prinzessinnen zur Kaiserinn Katharina II. nach Rußland, damit sie eine davon zur Gemahlinn für den damaligen Großfürsten, nachherigen Kaiser Paul I. auswählen möchte.

Die Kaiserinn wählte sogleich die zweite, Wilhelmine, (nachherige Natalia Alexiewna, welche 1776 den 26. April starb) und als man sie fragte, aus welchen Gründen sie eine so schnelle Wahl getroffen habe, sagte sie:

„Ich sah sie alle drei aus der Kutsche steigen; die älteste glitschte aus, die zweite stieg ganz natürlich heraus, und die dritte sprang über den Tritt hinweg.“

So bestimmte ein geringfügiger Umstand eine so wichtige Wahl.

---

145) Großes Unglück auf der Brücke zu Lyon.

Im Jahre 1711 ereignete sich ein großer Unfall in Lyon. Ein muthwilliger Feldwebel, Namens Belair, ließ am Tage des heil. Dionysius, da eine Menge Menschen über die schmale Rhonebrücke nach einem Dorf-Markte gegangen waren, den Zapfenstreich zum Thorschlusse eine Stunde früher als gewöhnlich schlagen. Das Thor befindet sich mitten auf der Brücke. Als die Leute unterweges das Trommeln hörten, eil-

ten sie, um nicht genöthigt zu werden, vor der Stadt zu schlafen; sie drängten sich auf der Brücke; einige ließ der Feldwebel gegen ein Trinkgeld durch, und andere beraubte er mit seinem Complotte. Das Gedränge wurde aber so heftig, daß zweihundert Leute dabei um's Leben kamen, diejenigen nicht gerechnet, die einige Tage darauf an ihren Wunden starben. Belair wurde unter den ärgsten Verwünschungen des Volkes gerädert. (Pitaval Causes célèbres, Tom. X.)

---

146) Ein Unglücksfall unter dem Thore zu Göttingen.

In Göttingen, wo die Kühe im Sommer, auch zur Mittagszeit, nach der Stadt getrieben werden, ereignete sich im Jahre 1765 ein ähnlicher Zufall; jedoch nur unter den Kühen. Sie hatten bei der großen Hitze dieses Jahres immer die Gewohnheit, wenn sie nahe an das Thor kamen, zu laufen, weil sie sich nach dem kühlen Gange unter dem Thore durch den Wall sehnten. An dem traurigen Tage befand sich zum Unglück ein Bauersknecht mit einem Wagen unter dem

Thore, als die Kühe angerennt kamen. Die Pferde am Wagen fingen an, auf das sich vorbei drängende Vieh auszuschlagen, und warfen einige Stück nieder; über diese stürzten die hintern, und so fort, daß in wenigen Minuten der ganze Thorweg, von unten bis oben, mit todten Kühen angefüllt war. Sie wurden hernach von dem Henkersknechte, weggeräumt, und längs der Straße hingelegt, da man fand, daß sich ihre Anzahl auf etliche siebenzig belief, diejenigen nicht gerechnet, die noch hernach in den Ställen starben. (Lichtenbergs vermischte Schriften, Theil 1, S. 383.)

Zehnter Abschnitt.

Eine höhere Weltregierung wird sichtbar in mancher Lebensrettung.

147) Ein Gewitter-Orkan wirft ein hessisches Dorf über den Haufen, ohne irgend einen Menschen zu tödten.

Am 28. Junius 1787 wüthete an der Fulde ein schrecklicher Orkan, und verwüstete unter andern das ganze Dörfchen Werkelshausen, wobei die Vorsehung Gottes besonders dadurch recht auffallend sichtbar ward, weil bei dem Einsturze aller dieser Häuser auch nicht Ein Mensch um's Leben kam, ja nicht einmal beschädiget ward. Bemerkenswerth ist besonders folgendes:

Ein Tagelöhner und verabschiedeter Soldat läuft, wie das Ungewitter mit dem schrecklichsten Blitzen und Donnern im Anzuge ist, in der Angst, zu dem gegenüber wohnenden Schulmeister, um mit ihm zu beten. Niemand von Beiden aber dachte an den Einsturz der Häuser, weil

sie weiter nichts, als das Brausen bemerkten, welches nur kurze Zeit anhielt. In demselben Augenblicke, da der Tagelöhner seine Wohnung zusammenfallen sahe, und die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, weil er wegen seiner Gattinn und Kinder besorgt war, wurde auch der Schulmeister erst gewahr, daß auch sein Haus über ihn eingestürzt sei. Ihre Bestürzung wurde noch größer, da sie nach den andern gefallenen Häusern hinblickten.

Der Tagelöhner wollte nun gern nach seiner eingestürzten Wohnung hin, um, wo möglich, die Seinen zu retten. Wie darf er es aber wagen, aus dem noch stehenden Rettungswinkel zu fliehen? Und wohin soll er sich wenden? Ohne Lebensgefahr konnte er keinen Schritt aus der Stube thun. Auf dem Hausflure lagen die eingestürzten Balken, und die Thür war verschüttet. Gleichwohl mußten sie beide fürchten, daß ihnen die Stube über dem Kopfe einfiel, und überall hörten sie das Wehklagen der Einwohner in der Luft.

Der Tagelöhner glaubte nichts gewissers, als daß die Seinen unter dem Schutte begraben wä-

ren. Er wagte es also, über die Ruinen weg zu klettern, und nach seiner Wohnung zu eilen.

Als er die Trümmer seines Hauses überstiegen hat, sieht er sein zitterndes Weib mit den Kindern aus dem Stalle kommen.

Welch ein Kampf von Traurigkeit und Freude bei diesen armen Leuten! Traurigkeit über das eingestürzte Haus, welches erst neu angekauft und noch nicht bezahlt war; Freude über ihre allerseitige Rettung.

„Als mein Mann zu dem Schulmeister lief, so erzählte die Frau, da liefen die erschrockenen Kinder hinterher. Ich fürchtete, der Platzregen möchte sie übereilen, nahm das Kleine auf den Arm, und holte sie zurück. Kaum war ich mit ihnen wieder am Hause, so entstand das schreckliche Brausen in der Luft; da ich aber die Hausthür nicht so geschwind erreichen konnte, so sprang ich mit meinen Kindern in den eben offen stehenden Kuhstall. Kaum war ich hinein, so stürzte das ganze Haus zusammen, und nur dieser Stall blieb stehen. So wunderbar hat uns Gott gerettet!" —

Merkwürdig sind allerdings die Umstän-

de, deren sich hier die Vorsehung zur Erhaltung einer ganzen Familie bediente. Wäre der Vater geblieben, und nicht zum Schulmeister gelaufen, so blieb alles in der Stube, und wurde begraben; allein das Weggehen des Vaters brachte die angstvollen Kinder dazu, ihm nachzulaufen. Nun wurde die Mutter bewogen, diesen wieder nachzueilen. Dadurch kamen sie alle aus der Stube, mussten in dem Augenblicke, da das Haus fiel, in den eben offen stehenden Kuhstall flüchten, — und wurden gerettet.

148) Des Herzogs von Parma Lebensrettung.

Als der Herzog von Parma im Jahre 1585 Antwerpen belagerte, und zu dem Ende eine merkwürdige Brücke über die Schelde geschlagen hatte, war der Italiäner Jambelli, der die Stadt vertheidigte, und wohl einsah, in welche Gefahr die Stadt dadurch kam, bemüht, die gedachte Brücke der Spanier zu zerstöhren. Er erfand in dieser Absicht eine Art Höllenmaschine, die nach seinem Plane an der Brücke springen, und

diese vernichten sollte. Er ließ deren vier verfertigen, wovon aber drei unwirksam blieben; nur die stärkste und größte setzte ihren Lauf gegen die Brücke fort.

Der Herzog, der nebst seiner ganzen Armee diese Maschinen für gemeine Brander hielt, befürchtete kein Unglück, sondern eilte vielmehr sogleich herbei, und befahl einem Theile seiner Soldaten, das Schiff mit Haken abzuhalten, andern aber, hineinzuspringen und das Feuer zu löschen. Er selbst begab sich unterdessen in ein Blockhaus, das sich nahe dabei am Ufer befand. In diesem Augenblicke kam ein alter Hausbedienter des Herzogs, und bat ihn recht inständig, daß er sich entfernen möchte; allein der Herzog schlug es aus, weil er seine Gegenwart für nöthig hielt. Jener wiederholte seine Bitte noch dringender, wurde jedoch abermals nicht gehört. Endlich warf er sich dem Herzoge zu Füßen, und sagte: „um Gottes Willen, mein Prinz! glauben Sie wenigstens dieses Mal dem treuesten Ihrer Diener; ich versichere Sie, daß Ihr Leben hier in Gefahr ist.“

Hierauf zog er ihn gleichsam mit Gewalt

fort; und der Herzog, dem sowohl die Dreistigkeit dieses Menschen, als der Ton, in welchem er mit ihm sprach, auffallend war, entschloß sich endlich, ihm zu folgen. Kaum aber hatte er in Begleitung einiger Officiere diesen Ort verlassen, und das Fort St. Maria erreicht, als das Schiff mit einem fürchterlichen Krachen auseinander sprang, und unter andern auch das Blockhaus, aus welchem sich der Prinz so eben fortgemacht hatte, zerstörte. Er wurde zwar bei dem Eingange in das Fort, durch die gewaltsame Erschütterung der Luft, zu Boden geworfen, und von einem Stücke Holz so stark zwischen die Schultern getroffen, daß er eine Zeitlang ohne Bewußtseyn liegen blieb. Allein er kam bald wieder zu sich, und war nun im Stande, die Belagerung fortzusetzen: da ihn hingegen, auf seiner vorigen Stelle, ein gleiches Schicksal mit vielen seiner Soldaten würde getroffen haben.

So erhielt die göttliche Vorsehung einen Mann, dessen Leben vielleicht eben damals ganz besonders wichtig war. Einer der besten Generale seiner Zeit, war er dabei leutselig und wohl-

wollend. Ohne ihn wären vielleicht, bei der erfolgten Eroberung der Stadt, unmenschliche Grausamkeiten verübt worden: vielleicht hätten aber auch dann die Spanier den Ort gar nicht bekommen. Gleichwohl scheint diese Eroberung mit der nachher erlangten Freiheit einiger niederländischen Provinzen, genau zusammenzuhängen: denn es ist bekannt, daß die damalige Königinn von England, Elisabeth, schon entschlossen war, die ihr angetragene Oberherrschaft über die Niederlande anzunehmen, welche sie aber, nachdem sie die Eroberung von Antwerpen erfahren hatte, von sich ablehnte. Wer hat, hieß es auch hier, des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber? — Genug, die Vorsehung bediente sich hier eines besondern Mittels, den Herzog zu erhalten; mag man es Argwohn, oder Ahnung nennen.

149) Franziska zu Lowerz glaubt den jüngsten Tag zu erleben.

In der Alpenreise einer Dame, welche sich gerade auf dem Rigiberge befand, als dicht

neben ihr ein Berg in das Lowerzer Thal hinabstürzte, und den Flecken Goldau und mehrere menschliche Wohnungen mit ihren Einwohnern im Jahre 1807. unter seinen Ruinen begrub, wird die wunderbare Rettung der sechsjährigen Marie, und ihrer Wärterinn Franziska, also erzählt:

Marie war die einzige Tochter eines Alpenwirthes, der, während des Bergsturzes in seiner Sennhütte, auf dem höhern Gebirge sich befand. Franziska erzählt von ihm in der frommen Einfalt ihres Herzens, er habe auf dieß gute Kind zwar von jeher viel Liebe geworfen, besonders aber, seitdem es an den Blattern tödtlich krank gewesen sei. Nach unaussprechlicher Angst, und von der Hülfe des hoffnungslosen Arztes beinahe ganz verlassen, sei der verzweifelnde Vater in größter Eile auf den Berg gegangen, habe dort die heilige Mutter Gottes demüthig angefleht, das Leben seines unschuldigen Kindes zu beschützen, und im Fall sie es ihm wieder schenken würde, das Gelübde gethan, alljährlich mit allen seinen Hausgenossen eine Wallfahrt nach ihrer Kapelle auf dem Rigi vorzunehmen.

Huld-

Huldreich habe auch die gebenedeiete Jungfrau sein Flehen erhört. Seit dieser Zeit hänge der Vater mit doppelter Liebe an dem Kinde.

So erzählte Franziska, die mit der kleinen Marie eben zu Hause war, als die Schreckensstunde hereinbrach, die ihre Wohnung jählings über ihren Häuptern zusammenwarf, und so bedeckte, daß sie, bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder berühren, noch einander nähern konnten. In gewisser Erwartung des nahen Todes sahen sie nun die Nacht sich langsam dahinschleppen. Gemeinschaftlich hatten sie den letzten Rosenkranz gebetet, als der ihnen hörbare Ton benachbarter Sturmglocken wieder einen schwachen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz senkte, und, wie Franziska in frommer Einfalt sich ausdrückte, sie muthmaßen ließ, daß oben auf der Welt doch noch Menschen, und der jüngste Tag noch nicht vorhanden sei. Gegen Morgen antwortete die kleine Marie der ihr von Zeit zu Zeit zurufenden Franziska nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie

bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte. Franziska aber hielt dieß für Mariens Todesschlaf, und erwartete mit Ergebung den Anfang des ihrigen.

Indessen brach der Tag an, und mit ihm, für die Lebendigbegrabenen, die Morgenröthe eines zweiten Lebens. Früh mit der Dämmerung schon erschien, nach einer Nacht voll Angst und Jammer, Mariens Vater auf den Ruinen, um auf der Stelle, wo seine Wohnung gestanden hatte, nachzusehen, ob sich irgend noch eine Spur derselben entdecken lasse. Glücklicher Weise war die Hütte nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franziska sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden, erkannte. Zum Rufen selbst zu sehr entkräftet, ermahnte sie jetzt die wieder wach gewordene Marie, mit möglichster Stärke zu rufen, und nicht nachzulassen; der Vater sei draußen. Das Mädchen erhob die kindliche Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwi-

schen den aus einander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte, das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinab in die düstre Todtengruft, aus der jetzt Franziska hervorwankte, während der Vater sein ihm zum zweiten Male wieder geschenktes Kind mit stummer Freude an sein klopfendes Herz drückte. (Isis. Stück 1. 1807.)

---

150) Rührendes Beispiel der Wirksamkeit göttlicher Vorsehung.

Was ist doch Vorsehung? Wirklich thun Viele diese Frage in eben dem Sinne, wie Pilatus: „was ist Wahrheit?" ohne zu wissen, warum sie fragen. So schwankend und unbestimmt sind ihre Begriffe von der Vorsehung.

Mancher hat das Wort: Vorsehung, immer im Munde. Er weiß auch davon schön zu reden. Im Grunde aber ist seine Vorsehung nichts, als heidisches Fatum. Insonderheit hab' ich angemerkt, daß eine gewisse Race von

Geizigen damit groß thue, wenn sie Armen nichts geben, und doch fromm scheinen wollen, daß sie solche auf die Vorsehung weisen. Das ist ihre Sprache: „tröste euch Gott! Habt Geduld! Die Vorsehung wird euch schon versorgen.“ Ueber einer solchen Vorsehung müßten die Armen gewiß verhungern; —

Wieder Andere setzen die Vorsehung in nichts, als in's Wunderbaren und in übernatürliche Wirkungen. Haben sie ein todtkrankes Kind, so soll es ohne Mittel gesund werden. „Die Vorsehug wird schon helfen; wir verlassen uns ganz auf sie.“ — Und über diesen Glauben an die Vorsehung lassen sie ihr Kind glücklich hinsterben, ohne sich darüber Vorwürfe zu machen. Wann wollen wir's doch einsehen lernen, daß der rechte Gebrauch der von Gott vosgeschriebenen Mittel ebenfalls Vorsehung sei? Wie sehr betrügen sich die Menschen selbst durch ihre falschen Begriffe von der Vorsehung, und man sagt wirklich nicht zu viel, daß die meisten verkehrten Handlungen der Menschen ihren Grund in dem irrigen Glauben von der Voschung haben.

Der größte Fehler der Meisten besteht dar-

inn, daß sie über die ordentlichen Wege, über die besondern Umstände, durch welche die Vorsehung wirkt, wegsehen, und sie in Dingen suchen, worin sie gar nicht zu suchen ist. Daher kommt's denn auch, daß sie sich mit einer Vorsehung trösten, welche nicht in der weisen Verbindung der Umstände, sondern in ihrem Gehirne den Ursprung hat.

Wenn Gottes Vorsehung über das schwache Leben eines Kindes wacht, das die Mutter im Traume aus dem Bette wirft, und das durch das Wärmeloch in den Boden der Kammer fällt, ohne irgendwo anzustoßen, aber mit dem Windelbande an dem Wandhacken hängen bleibt, wo es die erschrockenen Eltern, nach vielem ängstlichen Suchen, im süßesten Schlafe wiederfinden; so sehen sie darüber weg. Das ist ihnen keine Vorsehung, weil es ihnen nicht einfällt, daß Gott auch durch kleine Mittel und Umstände helfen könne.

Laßt uns doch, liebste Mitbrüder! das Licht nicht selbst verdunkeln, das uns zu unserem Troste scheint, und bei den mannigfaltigen Verirrungen dieses Lebens unser Wegweiser seyn will. Mir

ist Vorsehung nichts anders, als die weiseste Verbindung der Umstände in der Welt, die zu meinem Besten wirken, und zwar auf solche Art wirken sollen, daß es auch der Klügste und Scharfsinnigste nicht denken konnte. Dazu gehören öfters die freien Entschließungen, Gedanken und Handlungen, selbst die Fehler der Menschen. Josephs Brüder beschlossen sein Unglück, und wußten nicht, daß sie eben dadurch sein Glück beförderten.

Offenbaret sich die Vorsehung des Höchsten zu einer Zeit, herrlich und weise; so geschiehet es zu der, wenn die königlichen Regentenstühle verändert werden, und andere Beherrscher des Volks zur Regierung kommen. Denn die einzige Handlung eines Königes hat oft mehr zu bedeuten, als wenn hundert andere Menschen eben dasselbe gethan hätten.

In Berlin lebte vor kurzem eine alte Frau von 103 Jahren, welche mit Alter, Schwachheit und Armuth zugleich zu kämpfen hatte, und von vielen wohl nicht einmal bemerkt wurde, daß sie noch in der menschlichen Gesellschaft da war. Dieser alten hülflosen Person wollte die Vorsehung ein

Erhaltungsmittel zuwenden, durch welches sie für ihr Bischen übriges Leben vor Armuth gesichert seyn sollte. Wenn nun vorher die Frage an die Klügsten im Lande geschehen wäre: wie wird das geschehen? so würden sie mancherlei Wege der Möglichkeit angegeben, diesen aber doch nicht getroffen haben. Oder wenn Jemand Tages zuvor zu der alten Frau gesagt hätte: morgen wirst du versorgt seyn, und für dein übriges Leben genug haben; ja, morgen wirst du für jedes Jahr deines verflossenen Lebens einen Thaler bekommen. — Wer würde das geglaubt haben, oder die Umstände haben angeben können, durch welche es möglich war?

Gleichwohl geschahe es; aber wie? Auf eine Art, die kein Mensch vorhersehen konnte: auf eine Art, die in den freien Entschließungen der Menschen ihren Grund hatte, und die nur der wissen konnte, der in ihre Herzen schauet: auf eine Art, die der große und königliche Wohlthäter, der die alte hundertjährige Frau begnadigte, eine halbe Stunde vorher, da ers that, selbst noch nicht wußte, daß ers thun würde. — Und das ist Vorsehung.

An einem Sonntage gefiel es Friedrich Wilhelm dem Zweiten, den Prediger Zöllner zu hören. Nach der Predigt that der Prediger Fürbitte für die alte Frau, und bat die Mitglieder seiner Gemeine, einen so alt gewordenen Menschen, der seine Glieder nicht mehr zur Arbeit gebrauchen könne, und den Gottes Vorsehung nicht ohne Absicht habe so lange leben lassen, mitleidig zu unterstützen, u. s. w.

Dieß rührte das menschliche Herz des guten Königs so sehr, daß er ihr nach der Predigt für jedes Jahr ihres Lebens einen Thaler auszahlen ließ, und überdem noch für andere Bedürfnisse und für die Zukunft väterlich sorgte. War das bloßes Ungefähr, oder war es weise Fügung der Umstände durch eine höhere Hand? —

151) Zufällige Entdeckung einer fürchterlichen Verschwörung zu Maltha.

Im Jahre 1749 hatten sich die türkischen Sklaven in Maltha verschworen, den ganzen

Maltheserorden mit Einem Streiche auszurotten. Sie wollten in dieser Absicht alle Brunnen der Stadt vergiften; und jeder Sklav hatte sich noch überdieß durch einen feierlichen Eid verbindlich gemacht, seinen Herrn um's Leben zu bringen. Allein die Verschwörung wurde durch einen Juden noch eben zur rechten Zeit entdeckt. Dieser hatte ein Caffeehaus, und hörte hier, weil er die türkische Sprache verstand, einige Reden, die ihm verdächtig vorkamen. Er gab daher sogleich dem Großmeister davon Nachricht. Die angeklagten Personen wurden eingezogen, und gestanden ihr Verbrechen. Zum Andenken dieser Errettung von einer so fürchterlichen Verschwörung, wird alle Jahr am 6ten Junius eine feierliche Danksagung gehalten. (Brydone's Reisen durch Sicilien und Maltha, Th. 1. S. 273.)

152) Ein warnender Bote der Vorsehung.

Der Sturmvogel ist einer der merkwürdigsten Seevögel. Etwas größer, als ein Sperling, hält er sich meist in offener, freier See, auf den Klippen auf, und die Schiffer haben an ihm den richtigsten Sturmpropheten, wenn er von den Klippen wegzieht, und auf die Schiffe flüchtet. — Wer anders, als eine gütige, göttliche Vorsehung, treibt diesen ihren warnenden Boten auf die Schiffe? — Die Leute können doch inzwischen manche gute Anstalten zu ihrer Rettung treffen.

153) Ein Hündchen rettet seiner Gebieterinn das Leben.

Vor kurzem starb zu Congleton in Cheshire, Fanny, die Lieblingshündinn des Aldermann Yearsley, die vor 12 bis 13 Jahren seiner Gattinn das Leben gerettet hatte. Herr Yearsley war eines Abends mit einem Kauf-

manne auf ein öffentliches Kaffeehaus gegangen, und hatte auch seine Hündinn Fanny bei sich. Kurz vor der erwarteten Zurückkunft ihres Gatten, ging Mrs. Yearsley in die hintere Küche, um sich zu reinigen. Indem sie hier war, kam die Hündinn und krazte an der Thür, um eingelassen zu werden. Sie ließ sie herein, und ging wieder in die Küche zurück, wohin ihr auch die Hündinn folgte. Diese aber war gewaltig unruhig, hatte eine ganz ungewöhnliche Art von Heulen oder Bellen, und drehte sich immer nach der Thür zu, die auf die Straße ging, als ob sie ihre Gebieterinn ersuche, ihr zu folgen. Dieß wiederholte sie zum großen Erstaunen der Mrs. Yearsley mehrere Male, und da diese endlich glaubte, es wäre Hrn. Yearsley ein Unglück widerfahren, wovon ihr die Hündinn Nachricht geben wolle, so wurde sie höchst unruhig; und als die Hündinn mit ihrem sonderbaren Heulen nicht nachließ, so kleidete sie sich eiligst an, und folgte ihr. Die Hündinn brachte sie auf das Kaffeehaus, wo sie ihren Gatten gesund und wohl fand. Sie erzählte die Ursache, die sie hierher bringe, und mußte nun-

mehr selbst über ihre eingebildete Besorgniß lachen. Allein, wie groß war ihr Erstaunen, als man kam, und ihr meldete, daß ihre Küche gleich, nachdem sie die Straßenthür hinter sich zugemacht habe, eingefallen, und daß alles, was darin befindlich, in tausend Stücken zerschlagen worden sei. (The general Character of the Dogs etc. 1804.)

Obgleich diese Hündinn sonst niemals ohne die Person zu Hause kam, mit welcher sie ausgegangen war, so wußte sie doch gewiß nichts von dem nahe bevorstehenden Einsturze des Küchenschornsteins. Unstreitig war es ohne Beziehung hierauf, wenn sie eine ganz eigene Unruhe äußerte, aus der Küche hinweg zur Hausthür lief und kläglich heulte. Aber Der, welcher Alles lenkt und regiert, benutzte die ungewöhnlichen Aeußerungen des Hündchens, die vielleicht bloß in der Sehnsucht nach dem Hausherrn ihren Grund hatten, um ein Menschenleben zu retten! —

154) Zwei für unheilbar erklärte Kranke, werden durch einen glücklichen Zufall völlig geheilt.

Bei einem Königlich-Preußischen Infanterie-Regimente in Schlesien befanden sich zwei Soldaten, welche beide unheilbar krank waren; der Eine am Leibe und der Andere an der Seele. Der Körperlich-Kranke besaß in einem solchen Grade die Schwindsucht, daß die Aerzte an seiner Wiedergenesung durchaus zweifeln mussten. Der Moralisch-Kranke war ein so lasterhafter, böser Mensch, daß, nachdem man alles versucht hatte, an keine Besserung mehr zu denken war. Die beständige Wiederholung der Regimentsstrafen brachten diesen Menschen endlich auf den verzweifelten Entschluß, Jemanden um's Leben zu bringen, damit auch er auf solche Art von seinem elenden Leben bald möchte befreiet werden. Zu dem Ende verschaffte er sich ein langes, scharfes Messer, welches er in einem Futterale beständig bei sich trug. Allein es dauerte eine geraume Zeit, ehe er seinen Zweck erreichen konnte, denn es war ihm, wie er nachher im Verhöre gestand, nicht einerlei, wen er umbrächte, und eine Person, wie er sie zu sei-

ner Absicht wünschte, wollte sich nicht zeigen, bis er eines Tages den vorerwähnten Schwindsüchtigen, seinen Kameraden, auf der Straße in einiger Entfernung, auf einen Stock gestützet, erblickte. Sogleich war er bereit, sein Vorhaben auszuführen, denn er dachte: dieser unheilbare Kranke wird doch nicht lange mehr leben, und er quält sich nur bis zum Sterben; dem wirst du vielleicht dadurch eine Wohlthat erzeigen, wenn du seinem Leiden ein Ende machst. Indem er so dachte, verdoppelte er seine Schritte, den Unglücklichen zu erreichen; sobald er ihm nahe war, zog er sein mörderisches Messer hervor, und stieß es dem kranken Manne in den Rücken, zwischen die beiden Schulterblätter, so daß derselbe zu Boden stürzte. Hierauf zog er das blutige Messer aus der Wunde, lief damit nach der Haupt-Wache, zeigte es dem wachhabenden Officier, und sagte, er habe seinen Kameraden damit um's Leben gebracht. Derselbe schickte einen Unterofficier nach dem angezeigten Orte, um die Sache zu untersuchen. Unterdessen hatte man den Verwundeten in das nächste Haus gebracht; es waren schon einige

Chirurgi beschäftigt, ihn zu verbinden; auch wurde der Regiments-Chirurgus, ein sehr geschickter Mann, gerufen, welcher gleich nach seiner Ankunft den Verwundeten nach dem Lazarethe bringen ließ. Hier untersuchte derselbe die tiefe, gefährliche Wunde, und fand zu seiner größten Verwunderung, daß die Scharpie, welche er an die Spitze seines Instrumentes befestiget hatte, bei dem jedesmaligen Herausziehen ganz mit Materie bedeckt war. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, ob etwa das Messer ein in der Lunge befindliches Geschwür, getroffen und geöffnet habe. Die Folge zeigte, daß er sich nicht geirrt hatte. Er war so glücklich, das Lungengeschwür zu reinigen, und so die Lunge wieder zu heilen, wodurch dieser Mensch von seiner gehabten Schwindsucht völlig wieder hergestellt wurde. Auf den Moralisch-Kranken machte der Umstand, daß er, der Willens gewesen, einem Menschen das Leben zu rauben, nun vielmehr einem Menschen das Leben gerettet hatte, einen solchen Eindruck, daß er von der Zeit an den Entschluß faßte, sein Leben zu ändern. In der That benahm er sich so gut, daß die Strafe für

diese Frevelthat die letzte war, die er zu erleiden hatte. Er blieb seinem Vorsatze getreu, und wurde ein exemplarisch guter Mensch. So wurden also beide Kranke völlig geheilt.

155) Auffallendes Vorgefühl von einem Unglücke.

Ein junger Gelehrter hatte seine Eltern im Mecklenburgischen besucht, und war im Begriff, auf der Post wieder nach seinem Wohnorte zu reisen, als ihm zwei Officiere ihren bequemen Wagen anboten, da sie denselben Weg zu nehmen gesonnen waren. Jener nahm ihr Anerbieten mit Freuden an, und man bestimmte Ort und Stunde, wo sie zusammen abreisen würden. Eben wollten sie in den Wagen steigen, als die Officiere eine sichtbare Veränderung an dem mitreisenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn, ob ihm etwas fehle, und was ihm zugestoßen sei? Ich weiß nicht, wie mir wird, war seine Antwort; ich empfinde am ganzen Leibe ein gewaltiges Schaudern, ich kann nicht mitreisen, es ist, als ob eine unsichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Officiere

ficiere lachten über den wunderlichen Mann, baten ihn, sich zu beruhigen, und nur getrost in den Wagen zu steigen, indem seine Grille sich schon verlieren werde. Alles Bitten und Vorstellen aber war vergeblich. Der junge Gelehrte nahm Abschied, trennte sich von ihnen, und von dem Augenblicke an verlor sich auch seine ganze Aengstlichkeit. Da die Post, mit welcher er anfänglich hatte reisen wollen, noch nicht abgefahren war, so eilte er dahin, und fuhr kaum eine halbe Stunde später ab, als die Officiere. Diese hatten denselben Weg, und mußten nun schon weit voraus seyn. Die Post sollte bei B** über die Elbe gehen, und kaum war sie hier angelangt, als man eine Menge Menschen an dem jenseitigen Ufer erblickte, die mit den Händen bald auf diese, bald auf jene Stelle des Flusses wiesen. Eine halbe Stunde vorher waren nämlich die Officiere hier angelangt, und hatten auf der Fähre über die Elbe fahren wollen; die Pferde aber waren scheu geworden, hatten sich mit der Kutsche in's Wasser gestürzt, und die beiden Officiere waren ertrunken.

156) Ein Jude aus Cassel wird zufällig erhalten, damit ein Mörder seinen Lohn empfange.

Im Jahre 1764 kehrte unweit Cassel ein Jude in einem Wirthshause ein, um dort zu übernachten. Der Hausknecht, welcher ausgegangen war, und bei nächtlicher Zurückkunft unbemerkt bleiben wollte, stieg durch das Fenster in die Gaststube, und legte sich, mit des Juden Erlaubniß, auf dessen Streu; der Jude aber blieb bei seinem Felleisen sitzen. Mitten in der Nacht kam der Wirth und seine Frau, und schlugen ihren Knecht todt, in der Meinung, es sei der Jude; dieser aber stieg zum Fenster hinaus, und ließ sie arretiren.

157) Rettung aus den Klauen der spanischen Inquisition.

Der edle und brave Bataillons-Chef C..., der endlich Ruhe, nach einem fast ununterbrochenen funfzehnjährigen Kriegesleben, in der Schlacht bei Eylau gefunden hat, erzählte oft von dem Zuge, den er vor sechs bis acht Jah-

ren unter Augereau's Führung nach Spanien mitgemacht hatte, um Portugal mit einem Angriffe zu bedrohen.

In Salamanca war er mit einem Theile seines Bataillons in einem Kloster einquartirt. Zufällig erfuhr er, daß in den Kerkern desselben ein Unglücklicher schmachte, welchen die Inquisition zu einer zwanzigjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt habe, weil er einen Versuch gemacht hatte, aus dem Kloster zu entspringen. Alles, was man allmälig durch geheime Nachforschungen erfuhr, interessirte für den Armen. Er war der Sohn einer reichen Familie; sein Bruder, Obrist eines Husaren-Regiments, sollte allein das Vermögen erben — da er hingegen, ganz wider seine Neigung, hatte Mönch werden müssen. Voll Verzweiflung entsprang er endlich, wurde aber gleich wieder erwischt. Dafür das strenge Urtheil. — Schon saß er etwa zehn Monate, oder vielmehr, lag er in einem elenden Loche, die Füße in einem Blocke, und mit Ketten belastet. Der Plan seiner Verfolger schien zu seyn, ihm die zwanzigjährige Gefängnißstrafe um ein ansehnliches zu verkürzen; denn täglich wurde ihm zwar

Brot und Wein gebracht, aber immer weniger, so, daß er nach einigen Monaten unfehlbar hätte verschmachten müssen. Er war schon ganz schwach und abgemergelt. —

C... und seine Freunde fühlten das innigste Mitleiden, und als die Armee Befehl zum Rückmarsche nach Frankreich erhielt, beschlossen sie, ihn, wo möglich, zu befreien. Sie wußten sich einen Schlüssel zu dem Loche zu verschaffen, wo er lag; in der Nacht vor ihrem Abmarsche holten sie ihn heraus, und schleppten ihn nebst seinen Ketten fort; gehen konnte er nicht mehr. Erst trugen ihn einige Grenadiere, dann setzte ihn C... in seinen Packwagen, den er sorgfältig verschloß. — Kaum war die Flucht des Unglücklichen bekannt, als er von allen Seiten aufgesucht wurde. Zahlreiche Kavallerie-Detachements durchstreiften die Gegend bei dem Gepäcke des Bataillons, auf welches man natürlich starken Verdacht hatte; aber den Packwagen des Kommandanten durften sie doch nicht wagen zu visitiren. —

So kamen denn die edelmüthigen Krieger, aller Nachstellungen ungeachtet, nach zwei bis

drei Wochen mit dem Unglücklichen auf der französischen Gränze an. Sie ließen ihn in Bayonne, wo er Freunde und Unterstützung fand. —

158) Der Mangel an Kutschpferden rettet das Leben eines Königs.

Im Jahre 1696 hatten Verschworene wider den König von England beschlossen, ihn auf der Jagd umzubringen. Als der König an dem bestimmten Tage auf die Jagd fahren wollte, wurden die Pferde so unbändig, daß der Wagen nicht von der Stelle gebracht werden konnte. Das zweite Gespann war schon vorausgeschickt; das dritte konnte der König nicht leiden, und in dem vierten war ein Pferd vernagelt. Der König mußte also zu Hause bleiben. Dieses augenscheinliche Walten der Vorsehung bewog einige der Mitverschworenen, die Sache zu entdecken. (Alberti's Briefe über den Zustand der Religion und der Wissenschaften in England.)

159) Wohlthätigkeit der Natur, durch Zufall entdeckt.

Auf einem benachbarten Orte — so erzählt Pastor Götze in seinem nützlichen Allerlei, Bd. 2. S. 372 — war ein starker Soldat von der Preußischen Garde. Dieser hatte in seinem Standorte die Ruhr bekommen, die er einige Monate behielt. Als sie etwas nachließ, bat er, man möchte ihn nach Hause gehen lassen, wo er Weib und Kind hätte, und sich besser pflegen könnte.

Es wurde ihm erlaubt, und er trat diese Reise, trotz seiner Schwäche, an; auf dem Wege aber brach die Krankheit von neuem aus. Er würde bei der ersten Garnison in's Lazareth gebracht; aber auch da wurde er nicht ganz hergestellt.

Ganz ausgemergelt, und einem Skelette ähnlicher, als einem Menschen, kam er wieder auf sein Dorf. Warum sollte ich den Namen desselben verschweigen? Es ist Thale, wo die Natur für den Menschen so viele wohlthätige Kräuter erzeugt.

Hier erwartete er sein Schicksal, ohne Arzenei zu nehmen, weil ihm keines von allen Mitteln, welche die erfahrensten Aerzte gegen die Ruhr gebrauchen, geholfen hatte. Ein schöner warmer Oktobertag aber reizte ihn, noch einmal auf's Feld zu kriechen. Er wählte den Kirchberg, streckte seine matten Glieder aus, und erwärmte sich in den erquickenden Sonnenstralen.

Als er so da lag, nahm er schon in Gedanken von der schönen Gegend Abschied; weil er sich nichts gewissers, als seinen nahen Tod, vorstellte. Wie aber nichts von ohngefähr geschiehet, so hatte auch er sich bei einem wilden Rosenstrauche gelagert, von denen mehrere an diesem Berge standen. Dieß sind die Sträucher, auf welchen die einfachen Hanebutten wachsen. Bei dem Anblicke dieser Frucht überfiel ihm ein unüberwindlicher Appetit, und er aß sich recht satt darin. Augenblicklich spürte er eine besondere Stärke in seinen Eingeweiden. Er ging nach Hause, und rühmte: unser Herr Gott sei gekommen, ihn gesund zu machen! Von Stund an wurde er gesund, und seine Kräfte nahmen täglich zu.

Es ging die Sache ganz natürlich zu. Die Hanebutten haben einen Schleim bei sich, der sich in den Gedärmen ansetzte und der Ruhr ein Ende machte. Im Anfange seiner Krankheit wären sie ihm vielleicht schädlich gewesen. Der Mann hatte Recht: unser Herr Gott kömmt, auch wenn er uns durch Mittel hilft.

Wie viel Gutes mag nicht in der Natur seyn, wenn wir es nur immer wüßten! Der Zufall entdeckt manches. Dieß aber ist kein blindes Ohngefähr; sondern eine Verbindung solcher Umstände, durch welche die Entdeckung veranlaßt wird. Wer anders kann die Umstände leiten, als die für das Wohl der Menschen wachende Vorsehung Gottes! —

---

160) Ein Butterbrot und Tageslisten schützen wunderbar vor feindlichen Kugeln.

Die Spiele des Zufalles sind oft sehr sonderbar. Dem Gesetze der Causalität unterworfen, bestreben wir uns, auch hier dessen Spuren aufzufinden, aber nicht immer will es uns gelin-

gen. Die Fäden der Maschinerie reichen hinauf in eine andere Region, und wir haben den Künstler bei seinem Getriebe noch nicht belauschen können.

Am unbegränztesten, ich möchte sagen, am launenhaftesten, zeigt sich die Herrschaft des Zufalles im Kriege.

Kurz vor der schicksalvollen Schlacht, deren Namen einem deutschen Ohre ein schreiender Mißlaut ist, war ein Officier des verbündeten Heeres bei einem Landprediger einquartiert, einem wahren Philemon, der hier mit seiner Baucis in patriarchalischer Ruhe lebte, und eben so, wie sein griechisches Vorbild, bereit war, seine letzte Gans dem Gaste aufzutischen. Trotz der ungemüthlichen Umgebungen hatten sich hier ein paar gemüthliche Menschen zusammen gefunden, und die sehr unruhige Nacht bei der Pfeife verplaudert. Als der Morgen grauete, und die Trommel zum Marsche wirbelte, kam die Frau Pastorinn noch mit einem Teller voll Butterbrot, dem Gaste zum Imbiß. Diesem erlaubte die Zeit nicht mehr, davon zu essen; die gute alte wickelte es daher in ein Predigtconcept ihres

Gatten, und drang in ihn, es einzustecken und auf den Weg mitzunehmen, wo es ihm, wie sie muthmaßte, in der scharfen Morgenluft gar willkommen seyn würde. Bloß, um die gutmüthige Geberinn nicht zu beleidigen, nahm es der Officier an; aber seine Taschen waren zu enge und schon zu voll, um den neuen Zuwachs zu fassen. Die Brieftasche mußte daher dem Butterbrote Platz machen. Er steckte dieses in die Tasche, schob dagegen jene in die knappe Weste, und knöpfte sie auf der Brust fest.

Das Bataillon kam bald in's Feuer; ihn traf eine Flintenkugel auf die Brust, welche durch die mit einer Pergamenttafel und mit Papieren gefüllte Brieftasche abgehalten, ihm bloß eine leichte Contusion verursachte, ohne jene aber ihm unfehlbar das Herz durchbohrt haben würde. Das aufgedrungene Butterbrot der Frau Pastorinn rettete ihm also das Leben.

Diese, aus dem Freimüthigen vom 9ten September 1809 entnommene, wahre Anekdote, hat viel Aehnlichkeit mit der folgenden, die der Adjudant des Herrn Generals von Z., Herr Ca-

pitain v. B., erlebte, und dem Herausgeber selbst erzählt hat.

Herr v. B. hatte eine Menge Tageslisten und Rapports, von denen seine Brieftasche stark angeschwellt war, an ihre Behörde abzugeben. Bevor er aber dahin gelangen konnte, daß sie ihm abgenommen wurden, führte ihn das Schicksal des Schlachttages in das Bataillon-Feuer. Eine Flintenkugel traf seine Brust, aber zum Glücke da, wo jene Listen und Rapports dieselbe deckten. Die Kugel hatte zwar nicht Kraft genug, durch diesen zufälligen papiernen Harnisch zu dringen; aber die Contusion war doch so stark, daß Herr v. B. mehrere Wochen im Lazarethe zubringen mußte. Nach Aussage des Arztes würde sie, ohne jenen Widerstand, unfehlbar in die Brust eingedrungen und tödtlich geworden seyn.

161) Chambellard's wundervolle Lebensrettung.

Nachstehende interessante Erzählung des französischen Hof-Spital-Officianten Chambellard, von seinen unermeßlichen Leiden und seiner wundervollen Rettung, ist für die Geschichte der Menschheit wichtig. Sie betrifft den Aufstand der Neger auf der Schildkröten-Insel, und gehört folglich in die Revolutions-Geschichte von St. Domingo.

Am acht und zwanzigsten Pluviose des eilften Jahres — erzählt er — hatte ich mich in Dienstgeschäften zu Herrn Lubattut, einem Pflanzer zu Palmire, begeben. Man bot mir eine Wohnung an, die ich mit dem Oberwundarzte Herrn Tellier theilte; sie bestand in einem kleinen Zimmer, das nur Einen Ausgang hatte.

Um halb drei Uhr Morgens ward ich von dem Jammergeschrei der Erwürgten und dem Heulen ihrer Mörder erweckt. Von allen Seiten fallen Schüsse. Im Hemde springe ich an die Thür und öffne sie. Knieend bittet mich Herr Tellier, sie wieder zu schließen. Ich gebe nach; aber von Entsetzen und Verzweiflung unwillkührlich fortgerissen, eröffne ich sie von neuem, und flüchte

mitten durch die Mörder, die vor meinen Augen einen polnischen Hauptmann niederstoßen. Ein Einziger faßt mich am Hemdkragen, mehrere ergreifen meinen Unglücksgefährten, und ermorden ihn zu meinen Füßen. Ich reiße mich los, lasse mein Hemd in den Händen dessen, der mich faßt. Ich schlage ihn nieder, dränge mich durch die, welche die Gallerie besetzt halten, und springe in den Garten. Hier gerathe ich unter das Feuer von sechszig Negern, welche den Zaun besetzt hatten. Zwei Schüsse verwunden mich leicht. Ich falle, stehe auf, und entfliehe der Wuth meiner Verfolger, indem ich den Gartenzaun durchbreche. So gelange ich an ein Gehölz, drei bis vier hundert Schritte vom Hause. Hier glaubte ich sicher den Anbruch des Tages, und das Ende dieser Gräuel-Scene erwarten zu können: wirklich hörte man nur noch einzelne Schüsse fallen, wohl aber drang das herzzerreißende Schmerzgeschrei der Schlachtopfer zu meinen Ohren.

Der Tag bricht an; die Würge-Scene scheint geendet. Ich krieche aus den Wurzeln hervor, in die ich mich verborgen hatte, und suche den Ausgang hinter der Grande Caze zu gewinnen.

Ich gelange an die Schranken des Hofes. Eine Schildwache, die ich nicht bemerken konnte, läßt mich durch den Dreher, der den Hof verschließt, stößt ein Freudengeschrei aus, läßt den Ueberrock fallen, gibt auf mich im Exercier-Tempo Feuer, und verfehlt mich.

Ich flüchte von neuem. Die Schildwache verfolgt mich. Ich stürze mich in die Kaffee-pflanzerei linker Hand der Straße. Ermüdet und kraftlos, kann ich das Gesträuch nicht mehr durch-brechen: ich sinke unter einen Büschel Kaffee-pflanzen und erwarte den Tod; aber die Mörder gehen einige Schritte neben mir vorüber, bemer-ken mich nicht, und suchen mich den Rest des Tages anderwärts, indeß ich vor ihren Füßen liege.

Endlich erscheint die Nacht. Ich strenge mich zur weitern Flucht an, bei dem Scheine der Flammen, welche die Wohnungen auf der Höhe der Insel verzehrten. Ich durchstreiche Markt-plätze und Kaffeepflanzungen, und gelange end-lich an den südlichen Theil der Insel. Ich dringe in ein kleines Gehölz, welches aber, ohne daß ichs wußte, von hinten von den Vorposten umgeben war. Keinen Schritt konnte ich auf

den trocknen Zweigen und Blättern ohne Furcht thun, durch das Geräusch mich verrathen und den Flintenschüssen ausgesetzt zu sehen. Ich erlauschte also die Augenblicke, wo der Wind stärker rauschte und mein Geräusch verbarg. So verging die Nacht, ohne daß ich bedeutend weiter kam, theils um jener Vorsicht willen, theils wegen der Beschwerlichkeit des Gehens auf diesem Boden, theils wegen der heftigen Schmerzen meiner zerfleischten Füße.

Den Dreißigsten Morgens zogen sich die Posten auf das Signal der Diana zurück. Es regnete; ich benutzte diesen günstigen Augenblick, um vorwärts zu gehen; doch das Tageslicht verrieth mich zu sehr, ich suchte also einen Zufluchtsort, um mich zu verbergen, und ein wenig Wasser, meinen Durst zu stillen. Ich faßte einige Tropfen Regenwasser in Blättern auf.

Während der Tage und Nächte des zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Ventose fiel der Regen unaufhörlich und stromweise. Indeß wendete ich mich östlich der Insel, um mich den Häfen zu nähern, bald, indem ich mich in den Gehölzen unter einen gefällten und verfaul-

ten Baum verbarg, bald, zwischen Felsen und Klüfte schlüpfte, wo ich glaubte sicher und wärmer zu seyn. Die, beinahe rastlos, fortdauernden Streifzüge der Neger, die sich durch ihr gewöhnliches Heoo! Geschrei verkündeten, verjagten mich bald. Mein Elend war auf dem höchsten Punkte.

Nicht Hunger empfand ich; aber der brennende Durst trieb mich zu der Verwegenheit, von Felsen zu Felsen hinabzusteigen, wo ich das Rauschen einer Quelle hörte. Wenn diese Pein mich ergriff, so konnte meine gänzliche Ermattung, mein zerfleischter Körper, meine zerrissenen Füße, die Würmer, die an meinen Wunden nagten — nichts, mich zurückhalten.

Am Siebenten stieg meine Erschöpfung zur Verzweiflung; meine Leiden hatten den Gipfel erreicht, sie waren so unerträglich, als namenlos; ich suchte nur den Rest meiner Kräfte zu sammeln, um mich an's Meer zu schleppen, und dort das Ende meiner furchtbaren Existenz zu suchen. Ich gelange dahin und erblicke eine seegelnde Geollete, die einen Kanonenschuß weit von mir, in dem Hafen, Pointe aux oiseaux genannt, landete.

landete. Ich versuchte neue Anstrengung, um aufzustehen, und mich ihr zu nähern; doch ich konnte nicht mehr gehen. Schwindel hinderte mich, aufrecht zu bleiben, und ich war auf dem Punkte, von Schwäche und Schmerz den Geist aufzugeben — da erblickt mich ein französischer Posten. Einige Mannschaft eilt mir zu Hülfe und trägt mich fort.

So brachte ich acht Tage meines Lebens zu, acht peinvollen Jahrhunderten gleich! und in diesen acht schrecklichen Tagen genoß ich keine andere Nahrung, als Wasser.

---

162) Edward und die Seinigen werden nach schwerem Schiffbruchs-Ungemach gerettet.

Das Schiff, in welchem der Capitaine Edward in den Jahren 1790 bis 1792 eine Reise um die Welt machte, scheiterte in einer Nacht in der Südsee, unweit der Straße Endeavour. Das Schiff mußte durch ein Riff segeln, ließ aber vorher erst durch ein Boot einen Weg suchen; dieses fand denselben, und gab das Zeichen.

Der Capitaine wollte aber lieber den Tag abwarten, indem es jetzt zu finster war. Zu dem Ende ließ er die nöthigen Segel einziehen, und andere erforderliche Arbeiten vornehmen. Ehe man damit fertig war, stieß das Schiff auf ein Felsenriff. Man setzte alle Segel bei, um von demselben loszukommen, aber vergebens; dann sollte ein Anker ausgeworfen werden, ehe man aber damit fertig war, stieg das Wasser im untern Schiffsraume überaus schnell — in jeder Minute 18 Zoll, und in einer Stunde an neun Fuß. Alles mußte pumpen und ausschöpfen, und selbst den Gefangenen, welche auf dem Schiffe waren, (und von Otaheiti nach England gebracht werden sollten,) nahm man die Ketten ab, um bei dieser Arbeit helfen zu können. Ein starker Wind, der jetzt das Schiff gegen die Felsen schlug, drohete dasselbe zu zertrümmern. Die Unglücklichen waren zwischen Untiefen, Felsen und Brandungen, und sahen eine schreckliche Nacht vor sich; denn noch war es nicht zehn Uhr Abends. Um diese Zeit erhob sich das Schiff über das Riff, und nun wurde Anker geworfen. Man warf auch die Kanonen über Bord, um das

Schiff zu erleichtern; man versuchte ein Bram-segel *) unter den Kiel des Schiffes hinabzu-lassen, um das Leck zu verstopfen, aber jetzt ging auch zum größten Unglück eine Hauptpumpe ent-zwei, und das Wasser nahm nun schneller über-hand, als vorher — alles verzweifelte an der Er-haltung des Schiffes. Es durfte sich sogar nicht einmal mehr ein Boot dem Schiffe nähern, denn die Wellen brachen sich zu heftig, und die Bran-dungen waren zu groß. Sank das Schiff vor Tage, so war fast keine Seele zu retten. Jetzt senkte das Schiff sich seitwärts; eine von den Kanonen erdrückte einen Mann, eine Bramstange einen andern; die Arbeiter an den Pumpen er-matteten, und mußten durch starkes Bier erquickt werden. Das Schiff senkte sich immer tiefer. Ein halbe Stunde vor Tagesanbruch machte man Masten, Segelstangen, Hühnerkörbe und alles was schwimmen konnte, los, um es nach dem Untergange des Schiffes wieder auffangen zu kön-nen, und allen Gefangenen nahm man die Eisen

*) Die Bramstange ist ein kleiner, auf den bei-den größern Masten, befestigter Mast. Das Segel an demselben heißt Bramsegel.

ab. Das Wasser drang jetzt mit Gewalt durch die Kanonenklappen ein, — aber noch blieb Jeder auf dem ihm angewiesenen Posten. Endlich legte sich das Schiff mit einem heftigen Ruck auf die Seite. „Gott helf' uns!“ rief jetzt ein Officier; „das Schiff sinkt!“ und sprang sogleich über Bord in See; der Capitaine ihm nach. Das Schiff that seinen letzten Ruck und sank. Das Schiffsvolk, welches nur eben Zeit genug hatte, über Bord zu springen, schrie fürchterlich. Der laute Jammer der Ertrinkenden folgte hinterher, und wurde immer schwächer, wenn sie ermatteten, oder in die Tiefe versanken. Eine halbe Stunde lang fischten die Boote die herumschwimmenden Unglücklichen auf, so viel sie deren habhaft werden konnten, und dann erst fing der Morgen an, heraufzudämmern. Sie flüchteten sich nun nach einem, etwa eine deutsche Meile entlegenen Sandinselchen, an welchem sich die Boote versammelten. Man fand hier, daß außer vier Gefangenen, noch 35 Menschen ertrunken waren. Man hatte nichts gerettet als ein Tönnchen Wasser, ein Fäßchen Wein und etwas Zwieback, welches man nebst einigen Flinten und Patron-

taschen glücklich ins Boot geworfen hatte. Eine Säge und ein Hammer waren auch noch da, womit man das eine Boot etwas auszubessern im Stande war. Man setzte nämlich noch einige Planken auf die Seiten des Bootes, und spannte hinten ein Segeltuch auf, damit die Wellen nicht hineinschlagen konnten.

Die Sonnenhitze auf der öden Sandinsel, und die Menge Seewasser, welches diejenigen verschluckt hatten, die lange erst herumgeschwommen waren, ehe sie aufgefischt werden konnten, brachten einen unerträglichen Durst hervor. Dennoch bekam jetzt niemand Wasser, denn es fand sich, daß von den 107 Mann, die gerettet waren, (wenn der sämmtliche Wasservorrath auf 16 Tage vertheilt würde), jeder nur zwei Weingläser voll täglich bekommen konnte. Erst des Abends bekam jeder ein Weinglas voll Wasser. Die Officiere machten sich aus ihrem Antheil etwas Thee; denn davon hatten sie einen kleinen Vorrath. Jeder nahm einen kleinen Löffel voll Thee in den Mund, und gab ihn dann dem andern. Einige Riesenmuscheln waren schon vorher geschnitten worden, aber niemand getraute sich zu essen, aus Furcht,

den Durst noch peinigender zu machen. Des Nachts wurde ein Mensch sehr unruhig, und man glaubte, er habe sich etwa am Weinfasse vergriffen, allein der entsetzliche Durst hatte den armen Mann verleitet, Seewasser zu trinken. Er wurde wahnsinnig davon und starb.

In einer so entsetzlichen Lage ist den Unglücklichen alles werth. Sie schickten den Obersteuermann zurück, um zu sehen, ob etwa noch Einiges zu retten stände. Er brachte eine Katze mit, die auf der Spitze des Hauptmastes gesessen hatte, ein Stück abgehauenen Mast, und ein Stück von einer Ableiterkette, welche zu Nägeln für die Boote diente.

Es waren vier Fahrzeuge, die es wagen mußten, von dieser Sandinsel aus, nach dem 225 Meilen weit entfernten Timor, der ersten ostindischen Insel, wo die Holländer eine Besitzung haben, zu fahren. Alle mußten suchen beisammen zu bleiben, denn die wenigen vorhandenen Lebensmittel waren sämmtlich im großen Boote.

Bei Neusüdwallis hatten zwei Fahrzeuge das Glück, ihren Magen und einige Wassergefäße mit Wasser zu füllen, aber des Nachts

darauf hätten sie bald ein desto größeres Unglück gehabt. Man hörte plötzlich das Geschrei: „Klippen! Klippen!“ und in der That waren sie zwischen ein Felsenriff gerathen, aus welchem sie nur mit vieler Angst und Mühe entkamen. An einer andern stark bewohnten Insel gaben sie ihr Verlangen nach Wasser zu erkennen. Gegen einige Knöpfe von Röcken und gegen einige Messer erhielten sie eine ganze Wanne voll, und tranken es begierig aus. Sie begehrten noch mehr. Die schwarzen Einwohner setzten es in den Strand hin, und gaben Zeichen, daß sie es sich holen sollten; aber man hatte Ursache, ihnen zu mißtrauen, denn die Kinder der Schwarzen schleppten den Männern Pfeile und Bogen zu, und in einigen Augenblicken gab es wirklich einen starken Pfeilregen, der aber niemand beschädigte. Sie erwiderten diesen durch ihre Flintenschüsse, die zwar auch niemand trafen, aber die Wilden so erschreckten, daß sie eiligst davon liefen.

Einige andere kleine Inseln, bei welchen sie vorbei kamen, hatten weder Wasser noch Lebensmittel. Bei einer folgenden Insel waren sie glücklicher, und fanden Wasser genug. Hier

konnten sie endlich ein Mal ihren Durst stillen; aber nachdem dieser gelöscht war, wurde der Hunger desto stärker, zu dessen Befriedigung nur wenige Austern vorhanden waren. Doch fanden sie eine Pflaumenähnliche Frucht, die sie sich um deswillen zu essen erlaubten, weil die Vögel hineingepickt hatten; auch klaubten sie aus dem Miste großer Thiere einige Beeren heraus, die sie eben darum für unschädlich hielten, weil sie schon gegessen waren. Sie hätten sich mehr Nahrung verschaffen können, hätten sie sich Vögel zu schießen getraut, allein die vielen Fußsteige, und die großen Knochenhaufen von Schildkröten, vierfüßigen Thieren und Menschenschädeln, hielten sie davon ab, denn es ließ sich leicht erachten, daß Eingeborne in der Nähe waren. Alles, was nur Wasser halten konnte, wurde damit angefüllt, selbst die Stiefeln des Schiffszimmermanns.

Von nun an kamen sie in's große indische Weltmeer, und hatten noch eine Reise von 1000 englischen (200 teutschen) Meilen; ehe sie Timor *)

*) Eine von den Bandaischen, den Holländern gehörigen Inseln.

erreichten. Um sich nicht von einander zu trennen, hatten sie die Boote mit Tauen unter einander verbunden (zusammengelegt), aber eins der Seile riß zwei Mal. Darüber waren sie in großer Sorge, die nächste Nacht aber geschahe das wieder, und am Ende mußten sie es dennoch ganz aufgeben, da sich die Boote drückten, und das Wasser eindrang. — Die armen Menschen hatten die Hüte beim Schiffbruche verloren, und die Sonne stach jetzt heftig. — Die Noth macht erfinderisch; — man nahm die Hemden, machte sie naß, und legte sie auf den Kopf.

Mehrere Seefahrer haben das Eintauchen in Seewasser, als ein sehr erfrischendes Mittel gerühmt, (zu seiner Zeit ein Mehreres darüber) aber diese fanden es anders. Der Speichel sogar wurde ihnen zuletzt unerträglich durch seine Salzigkeit. Viele wagten es kaum mehr, ihren kleinen Antheil Eßwaaren zu genießen; Wenige nur versuchten zu essen, da der Mund so trocken war; alte Leute litten indessen weit mehr als junge, und ein Cadet verkaufte sogar zwei Portionen Wasser gegen eine Brodportion. Die Schalen von dem Nautilus dienten ihnen, das

zugemessene Wasser hineinzugießen, und dadurch erhielt jeder Zeit genug, den Mund nach und nach durch Eintauchen des Fingers zu netzen, da sie sonst das Wasser hätten hinterschlucken müssen, ohne seine wohlthätige Erfrischung so erquickend genießen zu können.

Nach dreizehn traurigen Tagen entdeckte man Land — die Freude war so groß, daß der Entdecker ein Glas Wasser zur Belohnung erhielt; aber eine völlige Windstille hinderte sie, anzulanden. Erst am folgenden Tage war das möglich, und auch da noch hinderten sie fürchterliche Brandungen. Zweie wagten es, mit Flaschen am Halse durchzuschwimmen, und fanden Wasser. Sie machten den glücklichen Fund den Andern durch Zeichen verständlich. Man entdeckte eine Einfarth in einen Waldstrom, und nun wurde auch der letzte Tropfen Wasser vertheilt, um eine so lang entbehrte Erquickung keinen Augenblick später zu genießen. Alle kamen glücklich an's Ufer. Nachmittags kam ein Chinese, — ein wahrer ächter Mensch, der das Elend der unglücklichen Männer wohl verstand, und weinte. Sie hatten hier das Ende ihres

Elendes erreicht, denn sie waren nicht weit von der nächsten holländischen Kolonie auf Timor, nämlich von Kupang.

Der Chinese versprach, Lebensmittel zu schaffen, und wirklich kamen auch bald mehrere Eingeborne mit Hühnern, Ferkeln, Milch, Brot und andern Nahrungsmitteln. Glücklicherweise hatten sie noch einiges Silbergeld bei sich, denn für Gold wollte man ihnen nichts geben; selbst für ein paar Rockknöpfe gab man ihnen mehr Lebensmittel, als für eben so viele Guineen (Englands Goldmünze), und das in Europa so allmächtige Gold hätte hier das Allerschlechteste nicht bezahlen können.

Aller ausgestandenen Mühseligkeiten ungeachtet, konnten Einige doch noch scherzen. Sie hörten des Nachts das Brüllen eines Löwen, und sagten, der Löwe würde an ihren Knochengerippen einen schlechten Bissen finden. Andern hingegen verging die Lust zu scherzen: sie fürchteten sich vor den Wilden, und als sie gegen Morgen geweckt wurden, glaubten sie von ihnen überfallen zu seyn, baten um Gnade, oder lie-

sen davon, bis sie sich völlig aus dem Schlafe herausfanden.

Des andern Tages kamen sie nach Kupang, und nun hatte ihre Noth ein Ende.

163) Tadäus und der Seinigen Schicksal während der Eroberung Magdeburgs 1631.

Dienstags den 10ten Mai 1631, erzählt Pastor Tadäus, hatte ich in der Frühe meine ordentliche Wochenpredigt zu Magdeburg gehalten, dieselbe mit dem Gebete und dem gewöhnlichen Friedenswunsche geschlossen, und mich darauf nach meiner Behausung verfüget; da kam plötzlich Botschaft von etlichen Leuten aus der St. Jacobpfarre: der Feind habe schon den Wall erstiegen, und dringe in die Stadt. Darüber erschraken wir heftig, und wollten solches anfänglich nicht glauben. Als es aber leider nur allzuwahr befünden wurde, ließ ich mein Haus und Alles offen stehen, nahm meine junge, doch muthige Ehegattinn bei der Hand, und ging nebst ihr

und der Magd Elisabeth, zu meinem Collegen, dem Herrn Senior Malsius, wo sich auch bald noch mehr Leute sammelten. Hier trösteten wir uns gegenseitig, beteten mit einander, und erwarteten in Furcht und Zagen, wie es uns nach Gottes Willen ergehen werde.

Da schickt ein vornehmer Obrister unsers Volks, aus dem Gasthofe, zum langen Hals, zu mir, der gefährlich verwundet worden, begehrend, ich solle zu ihm kommen und ihn trösten, da er es wohl nicht mehr lange machen werde. Ich war sogleich dazu bereit, nahm Abschied von meiner geliebten Frau, befahl sie und alle Umstehende dem getreuen Gott, und sagte mit betrübtem Herzen: Nun sehen wir uns vielleicht in diesem Leben nicht wieder, so wolle uns denn Gott im ewigen Leben ein freudiges Wiedersehen gewähren! — Da hing meine Frau, mit Vergießung bitterer Thränen an meinem Halse, und rief: Ach! willst Du mich nun hier allein lassen, so sei es Gott geklagt! — Doch sprach ich ihr Trost zu, und bedeutete sie: solches wäre mein Amt, und ich könne mich dessen nicht weigern. Also ging ich in Gottes Na-

men zum Hause hinaus, Leib und Seele meinem Schöpfer anbefehlend.

Als ich auf den breiten Weg kam, stürzten Frauen und Jungfrauen mit Angstgeschrei mir entgegen, und begehrten Trost und Rath von mir, da ich sie doch nur zum Gebete und zur Ergebung in Gottes Willen vermahnen konnte. Darauf arbeitete ich mich im großen Gedränge bis zum Wirthshause durch, und fand daselbst in der Unterstube den Verwundeten auf der Erde liegen, sehr schwach; ich sprach zu ihm: wie er zeithero als ein Kriegeshauptmann gegen die leiblichen Feinde wacker gekämpfet, also auch nunmehro gegen Tod, Sünde und Teufel durch Christi Gnade ritterlich zu streiten. Diesem Allen hörte er mit großer Andacht zu, ließ mir auch durch seinen Diener einen Ducaten verehren, mit freundlicher Bitte, ich wolle bis an sein nahes Ende bei ihm ausharren, und ihm ein ehrliches Begräbniß verschaffen. Solches hab' ich ihm zugesagt, und hätte mich lassen bei ihm niederhauen, wenn ich allein verblieben wäre.

Indessen war aber der Feind wie eine grim-

mige Flut in die Stadt gedrungen, trieb das Volk, gleich einer Heerde Vieh, auf dem breiten Wege vor sich her, und schoß darunter; wer getroffen war, lag, wer laufen konnte, lief. Da stürzte meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube, wußte selber nicht, wie sie glücklich hindurch gekommen war, hatte aber ihr Gelübde treulich erfüllen, mit mir leben und sterben wollen, und war, troß alles Abmahnens, aus des Herrn Seniors Hause angstvoll entwichen. Als nun die Feinde schon vor den Fenstern schossen, daß der Schmauch und Rauch herein quoll, und sie auch gewahr wurde, wie die Stube voller Büchsen und Schießgewehre lag, durch welchen Anblick der blutdürstige Feind allerdings noch mehr hätte erbittert werden können; da zog sie mich mit Gewalt hinaus. Wir alle drei entflohen in ein hinteres Gemach auf dem Hofe, verriegelten die Thür, und erwarteten unser Schicksal.

Es währte auch nicht lange, so hörten wir den tobenden Feind auf dem Hofe; er kam flugs an die Thür, sprengte polternd und fluchend dieselbe, und strömte in lichten Haufen zu uns herein. „Pfaff! gieb Geld!“ schrieen

die Unholde mich an. Gewöhnlich trag ich ein Schächtlein bei mir, darin hatte ich sechs oder sieben Thaler; das gab ich dem Einen, der es gierig eröffnete, und fleißig nach Gold darin wühlte. Da er aber solches nicht fand, wollte er es nicht nehmen, ließ sich aber endlich zufrieden stellen, und ging davon. Unterdessen schlugen die Uebrigen Kisten und Kasten auf, und nahmen so viel sie tragen konnten. — Unter diesen war auch ein feiner junger Bursche, der uns ein paar Mal mitleidig anzublicken schien. Als meine Frau dieß gewahr wurde, sagte sie, bitterlich weinend: „Ach! ich bitte Euch um Gotteswillen! beschützet uns!“ Er aber antwortete: „Liebe junge Frau, das können wir nicht, wir müssen den Feind verfolgen,“ und lief mit den Uebrigen wieder hinaus.

Jetzt schöpften wir ein wenig Athem, und meinten, die Gefahr sei vorüber; aber plötzlich kam wieder eine Rotte, die wir mit zwei Thalern und zwei silbernen Löffeln, welche die Magd zu Hause eingesteckt hatte, befriedigten, so daß sie, ohne uns ein Leides zuzufügen, davon gingen.

Aber

Aber schon drang wieder eine neue Bande herein, unter dieser war Einer, der sahe aus wie der lebendige Teufel; er trug zwei Musketen, und im Maule in jedem Backen eine Kugel, sah mich grimmig an, und schrie die alte Losung: „Pfaff! gieb Geld!“ Als ich mich freundlich bittend entschuldigte, ich hätte nichts mehr bei mir, und gehörte auch nicht in dieses Haus, da wurde er wüthend, schlug die Muskete auf mich an, blies auf die Lunte, die nicht gleich brennen wollte, und drückte los. Aber meine getreue Ehegattinn schlug in demselben Augenblicke die Muskete in die Höhe, und die Kugel fuhr über meinem Haupte in die Wand; die Angst gab ihren zarten Gliedern wunderbare Kräfte, so, daß sie ihn bei beiden Armen hielt, und er sich nicht regen konnte. Da sah er die hochherzige Frau mit Erstaunen an, und wurde etwas milder und sprach: „so gebt mir Silberwerk.“ Alsobald gedachte meine Frau, daß sie noch silberne Haaken an ihrem Brustleibchen hatte; die schnitt sie los; er aber stand und sah ihr zu, rührte sie jedoch mit keinem Finger an. Dieß ist ein Beispiel, wie eine treue

Gattinn auch dem rohesten Unhold Ehrfurcht einzuflößen vermag.

Indessen begehrte ein anderer Gesell mit Ungeduld Geld von mir; da griff ich in die Tasche, fand noch drei alte böhmische Groschen, reichte diese ihm, und sagte, daß ich in Wahrheit ein Mehreres nicht hätte. Er nahm das Wenige und sie gingen. Da war abermals ein Weh vorüber. Hierbei ist zu merken, daß keiner unter Ihnen versuchte, uns anzutasten, ob wir auch vielleicht ein Mehreres in den Taschen verbargen, welches gleichwohl höchlich zu verwundern ist.

Da wir nun aber nichts mehr zu geben hatten, und allerdings zu besorgen stand, daß, im Zorne über unser Vermögen, sie uns endlich dennoch mißhandeln oder gar ermorden würden, so verließen wir, als es einen Augenblick stille geworden war, das Gemach, und stiegen die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden. Der liebe Gott weiß, welche Furcht, Schrecken und Todesangst wir da eine ziemliche Zeit lang ausstehen mußten. Das Geschrei auf den Straßen, das Trommeln, Schießen, Pferdegetrappel, und

unter uns im Hause der Lärm, wo unter gräßlichem Fluchen und Toben alle Thüren mit Aexten aufgehauen wurden — die Haare standen uns zu Berge, und das Herz zitterte in der Brust.

Unser einziger Trost, nächst Gott, war noch, daß wir lauter Deutsche reden hörten, und wir hofften immer, es solle irgend ein vornehmer Officier daselbst einquartiret werden, mit dem wir besser, als mit dem rohen gemeinen Haufen würden handeln können.

Nachdem nun im letzten Stockwerke alles aufgehauen und geplündert worden, stürmten sie auch zu uns herauf. Wir stellten uns vorsätzlich vor die Treppe, damit sie uns sehen konnten. Unter der ersten Rotte war Einer, der in der Hand eine große spitzige Keulhaue trug, damit holte er aus nach meinem Kopfe. Sein Kamerad aber wehrte ihm, sprechend: „Was willst Du machen? siehest ja, daß er ein Prediger ist.“ Da ließ er's bleiben und ging davon.

Bald folgten Andere, deren Einem mußte meine Frau ihren Flor, den sie noch um den

Hals hatte, geben, ob schon die Magd kläglich vortrat, weil ihrer züchtigen Frau der Hals entblößt wurde.

Endlich kam ein toller Eisenfresser die Treppe herauf, einen spitzigen Stechdegen in der Hand; als er den letzten Schritt hinauf gethan, hieb er mir flugs damit um den Kopf und über die Stirn, schreiend: „Pfaff! gieb Geld!" Weil ich nun aber sehr blutete, so, daß mein weißer Priesterkragen davon gefärbt wurde, und meine arme Frau bei diesem Anblicke einer Ohnmacht nahe war, setzte er ihr den spitzigen Degen gerade auf die Brust, so, daß ich zagend vermeinte, er würde sie Augenblicks durchstechen. Da warf ich mich sinnlos über ihn, und Gott leitete den Degen, daß er nur seitwärts durch den Pelz ging.

Weil ich nun aber so sehr blutete, sah mich der Kerl an, und mich däuchte unser Zustand jammre ihn. Da sprach ich: er solle mit uns nach Hause gehen, so wollten wir ihm geben, was wir noch hätten. „Nun so komm, Pfaff, erwiderte er im gebrochenen Deutsch, gieb mir dein Geld, will Dir's Wort sagen: Je-

sus Maria! sagst Du das, thut Dir Soldat nichts mehr." Darauf faßte ihn meine Frau fest bei dem Mantel, und also wanderten wir die Treppe hinunter auf den Hof.

Als wir weiter auf den breiten Weg kamen, wie viel tausend Menschen sahen wir da reiten und gehen, jammern und schreien. Die todten und halbtodten Körper lagen aufgethürmt umher. Nicht weit von St. Catharinen hielt ein vornehmer Obrister auf einem braunen Pferde, der Unser bald gewahr wurde, und unserm Führer zurief: „Kerl, Kerl! mach es gleichwohl mit den Leuten, daß es zu verantworten!" Er hatte ein gutes, mitleidiges Gesicht, und als er bemerkte, wie mir das Blut noch immer von der Stirn rieselte, und meine Frau so treulich an mir hing, da sah er sie freundlich an, und sagte ferner: „Frau! ist das Euer Haus?" Sie aber konnte vor Wehmuth nicht sprechen, sondern nickte nur bejahend mit dem Kopfe. Da schien er gerührt, und sprach: „Faßt an meinen Steigbügel, nehmt Euren Herrn bei der Hand, und führt mich in Euer Haus, Ihr

sollt Quartier haben; aber, sagte er zu mir mit etwas leiserer Stimme und mit aufgehobenen Zeigefinger, Ihr Herrn, Ihr Herrn, Ihr hättet es auch wohl anders machen können!" Den Sinn dieser Rede habe ich damals nicht begriffen.

Unterdessen hatte unser Soldat Reißaus genommen, daß wir nicht wußten, wo er geblieben war. Doch hat er mir ein Gedächtniß hinterlassen, welches ich vorzuweisen habe, so lange ich nach Gottes Willen leben werde.

Also machte nun der Obriste zu Pferde uns Platz, und wehrte das Gesindel von uns ab; als wir nahe an unser Haus kamen, ging eben Einer heraus, der drei schöne Röcke meiner Frau über die Achsel geschlagen hatte, und sie davon trug; wir aber schwiegen still.

Der Obriste ritt vor die Thür, und schrie denen, die noch drinnen waren, zu: heraus! heraus! da mußten sie alle heraus. Zu uns aber sprach er: „Nun, Frau, gehet hinein, verbindet Euren Herrn, bis wir einen Feldscherer bekommen, (sagte ihr auch, was sie dazu nehmen sollte) es soll Euch

nun kein Leid mehr wiederfahren, denn ich will mein Quartier bei Euch nehmen. Räumt nur im Hause fein wieder auf. Er stellte uns auch zugleich zwei von seinen Leibschützen vor die Thür, die uns bewahren und keinen Soldaten mehr ins Haus lassen sollten. Er selber ritt indessen davon, versprach aber bald wieder zu kommen, und nachzusehen, was wir machten. Auch hielt er ehrlich Wort. Vielen Haufen, die während seiner Abwesenheit zu plündern kamen, schrie die Wache unsanft zu: „Der Obristwachtmeister vom Savellischen Regiment habe sein Quartier allda, es dürfe Niemand hinein." Und ob zwar etliche trotzten und pochten: Ob das Recht wäre! Tilly habe versprochen, drei Tage plündern, rauben, todtmachen zu lassen u. s. w., so mußten sie doch aus dem Hause bleiben, begehrten jedoch einmal zu trinken, und zogen weiter.

Unsern Wächtern setzten wir kaltes Gebratenes vor, und gutes Bier. Sie sagten, das sei ein köstlicher Trunk, wir sollten ihn für den Herrn Obristen verwahren. Nach einer Weile

wurden sie aber ungeduldig, sprachen unter sich: was haben wir davon? wir können keine Beute machen. Da gingen wir mit einander zu Rathe, und verehrten einem Jeden zwei Rosinobel, womit sie sehr zufrieden schienen, auch sogar fragten: ob wir nicht noch einen guten Freund hätten, den sollten wir holen, denn mit uns hätte es keine Noth. Da gedachten wir des wackern Magisters Gravius, welcher bei uns lange Zeit an den Tisch gegangen war, und sich oben in unserer Kirche versteckt hatte. Sogleich ging Einer nebst unserer Magd in die Kirche, und diese, deren Stimme wohl bekannt war, rief mehrere Male: Herr Magister Gravius! meldet Euch, kommt hervor! Euch soll kein Leid widerfahren; aber da war nichts zu hören noch zu sehen, sie kamen also unverrichteter Sache wieder heim.

Bald darauf ritt unser Obrister oder vielmehr unser Engel, wieder vor die Thür, fragend, ob wir noch guten Frieden hätten? und als wir das bejahten, sprach er: „seid gutes Muthes, ich will nur ein wenig hin,

retten und sehen, ob das Feuer zu dämpfen ist? Er war aber kaum die Straße hinauf geritten, so kehrte er eilends zurück, und rief meiner Frau hastig zu: „Nehmt mein Pferd beim Zaum und Euren Herrn bei der Hand, und führet mich zur Stadt hinaus, sonst müssen wir Alle verbrennen.“

Das Feuer nahm auch so gewaltig überhand, daß wir hinter unserer Kirche, auf dem großen breiten Wege, schon dicken, schwarzen Rauch aufgehen sahen, und in unserm Garten war bereits ein Sack von der großen Hitze angeglommen. Wir warfen daher alles, was noch vorhanden war, in den Keller; darunter befand sich ein schöner warmer Schafpelz, den ich nachmals oft vermißte, wie auch meine liebe, tägliche Bibel, denn es war mir nicht möglich, etwas zu tragen. Alle meine Glieder waren wie gelähmt. Wir verschlossen den Keller, und verschütteten ihn mit ein wenig Erde, um dem Feuer den Eingang zu wehren. Meine Frau warf noch einen meiner schweren Priesterröcke über die Achsel, obgleich ich es ihr untersagte.

Als wir hinaus vor die Thür kamen, stand daselbst ein weinendes Kind Joachim Krögers, meines Nachbars und Gevatters. Da ließ meine Frau den Priesterrock in Gottes Namen fallen, und nahm dafür das Kind auf den Arm, welches sonst elend hätte verbrennen müssen, und so wanderten wir davon, indem meine Frau des Pferdes Zaum um ihren Arm gewikkelt hatte. Weil aber alle Thore schon in Flammen standen, so eilten wir dem Fischerufer zu. Was für Gemüthsbewegung wir auf dieser Wanderung gehabt, da wir immer zwischen wüthenden Soldaten über Sterbende und Leichen dahin schreiten mußten, und hinter uns St. Peters und St. Johannis-Pfarre schon lichterloh brennen sahen, solches läßt sich mit keiner Feder beschreiben. Oftmals wollten auch die Kroaten und dergleichen Gesindel, als sie mich für einen Prediger erkannten, auf mich hauen, schießen und stechen, also, daß unser Obrister und seine Diener genug zu thun hatten, zu vertheidigen. Unterweges sahen wir auch etliche Bekannte, konnten aber in dem Getümmel nicht mit ihnen reden.

So gelangten wir endlich bis zu der hohen Schanze, wo sie mit Sturmleitern angelaufen waren, und auf dieser Leiter mußten wir hinunter, obgleich der Schwindel uns in die Tiefe zu reißen drohte. Wir konnten Gott nicht genug danken, daß meine Frau mit dem wimmernden Kinde, nur eines Armes zum Anhalten mächtig, dennoch den Erdboden glücklich erreichte.

Als wir nun durch des Feindes Lager gingen, mußten wir viel Lästerung, Hohn und Spott von den Soldaten anhören, und geduldig verschmerzen. Ein Officier trat jedoch hervor, und sprach zu mir auf lateinisch: Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae confessioni, (ich beklage Dich, denn ich bin wie Du der Augsburgischen Confession ergeben) aber ich durfte ihm aus Furcht nicht antworten.

Nachdem wir so durch die Straßen von leinenen Häusern eine ziemliche Zeit gewandert hatten, kamen wir endlich an unsers Obristen Gezelt, vor dem Rodenfreischen Holze gelegen. Da bot er uns einen silbernen Becher mit Wein, den tranken wir aus, und wurden sehr erquickt.

Darauf hub er an: „Frau, ich habe Euch von Eurem Herrn das Leben errettet, was könnt Ihr mir geben?“ Wir antworteten: wir hätten das Unsrige an Gold und Silber vergraben, daß man es nicht leicht finden würde; das wollten wir ihm alles dankbar einhändigen, und sonst hätten wir auf der Welt nichts. Damit schien er zufrieden, und ermahnte uns, der Ruhe zu pflegen. Ich aber setzte mich auf einen abgehauenen Baum, und stützte mich auf die Sorgesäulen.

Gegen Abend wurde der wackere Herr Doctor Olvenstädt herausgebracht, war aber so erbärmlich zugerichtet, daß wir ihn nur an der Sprache erkannten. Er hatte sich sehr verblutet, und fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Wir sprachen ihm herzlichen Trost zu, und verbanden einander wechselsweise unsere Wunden.

Auf den späten Abend mußten wir Alle bei dem Obristen zur Mahlzeit kommen. Da ging es prächtig zu, aber uns schmeckte weder Essen noch Trinken. Der Obriste sagte: „Frau, warum wollt Ihr nicht essen?“ Sie antwortete ihm fein höflich: „Wenn der Herr

Obriste nur eine Viertelstunde möchte an meiner Stelle seyn, das Essen sollte ihm wohl vergehen." Es wurde übrigens weder vor noch nach der Mahlzeit gebetet, da doch der Meßpfaff selbst zugegen war, sich aber nicht darum kümmerte.

Auf die Nacht ließ uns der Koch in sein Zeltlein kriechen, nahm seinen Mantel um, den bloßen Degen unter den Arm, und legte sich davor, so wie die andern Diener rings umher. Also verwahrten sie uns, und wolle ihnen Gott solche Treue wieder vergelten.

Des Morgens schickte der Obriste etliche seiner Diener, nebst meiner Magd, in die Stadt, unser vergrabenes Geld zu holen; sie brachten aber nichts, weil der Keller noch im Feuer gelegen, so, daß sie nicht hatten hinein kommen können. Doch ward der Obriste deshalb nicht unwillig, indem er meine, mit irdischer Schönheit so reich, als mit christlicher Tugend, ausgeschmückte Gattin, gar besonders wohl leiden mochte. Sie aber hielt ihm manche erbauliche Predigt, wobei er ihr fleißig zuhörte, wie ich selbst durch die Küche mit angesehen, so, daß er einmal sagte: Frau,

wenn Euer Herr nicht mehr predigen kann, so seid Ihr gut genug dazu; und ein anderes Mal: Frau, ich glaube, Ihr könnt zaubern. Hat mich doch mein Lebstage kein Mensch so bethöret. Aber es wurde ihm allezeit mit Bescheidenheit darauf geantwortet, daß er damit zufrieden seyn mußte. Auch die Diener pflegten sich scherzhafter weise zu beklagen, sie hätte sie Alle zu feigen Memmen gemacht. So groß ist die Macht der Schönheit, wenn solche in dem Ehrengewande der Tugend einhertritt. — Sonst haben uns die ehrlichen Gesellen viel Gutes gethan, und ein recht großes Mitleiden mit uns gehabt.

Den folgenden Morgen fiel ein kaltes Regenwetter ein, deswegen wir zeitig in unsere Hütte krochen. Gegen die Nacht kam ein trunkener Spanier herein, der meine Magd mit Gewalt fortriß. Sie schrie aber dergestalt, daß der Obriste zornig aus seinem Zelte trat. Da ließ der Spanier sie los, gab ihr aber zum Zeichen der Liebe eine gute Maulschelle, welche jedoch besser war, als Verletzung ihrer Ehre; und da-

mit derselben Ohrfeigen möchten ein Paar seyn, bekam sie hernach in der Küche noch eine von einem Andern. Die Ursach will ich aber nicht hersetzen.

Täglich ließ uns der Obriste zur Tafel fordern, versäumte auch nicht, jedes Mal zu fragen: Frau, wie gehts? worauf sie zu antworten pflegte: O Herr Obrister, es geht, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte. Dann sprach er uns freundlich und liebreich Muth ein; doch unsere Kräfte waren erschöpft. Es ergriff mich ein schrecklicher Frost, und bald darauf brennende Hitze; ich fing an, irre zu reden, wurde auch immer schwächer, so, daß auch meine Frau und der rechtschaffene Doctor Olvenstädt mich als einen Sterbenden getröstet hatte, wovon ich mich aber nichts zu erinnern weiß.

Da soll unser Obriste ein hartes Wort geredet und gesagt haben: Wenn nur der Pfaff stürbe, wollte er das Weib zu sich nehmen, denn er hätte sein Lebstage kein so beredtes Weib gesehen. Und ein anderes Mal. Frau, man wird Euren Herrn nach Prag schicken, Euch

aber wird man hier behalten. Da hat sie ihm getrost geantwortet: nicht eine Viertelstunde wolle sie lebendig bei ihm verbleiben. Ich meine auch, daß ihre fromme Standhaftigkeit ihn bewegt und im Edelmuth gestärket hat; denn wie ich, obwohl sie französisch unter einander geredet, wohl verstanden, so sollte ich des andern Tages wieder nach Magdeburg an Tilly geschickt werden, aber des Obristen Vorbitten hatte es abgewandt.

Als endlich auch die Magd unsern geringen vergrabenen Schatz herbei gebracht hatte, schüttete er selbigen auf den Tisch. Es waren schöne alte Thaler und allerlei Silberwerk. Davon nahm er, als ein ehrsamer Cavalier, nichts weiter zu sich, als einen silbernen Becher zum Andenken, wie er sagte, an die schöne und tugendhafte Frau, und wolle er daraus jederzeit auf ihre Gesundheit trinken.

Nachdem ich nun von meinem Fieber mich etwas erholt hatte, bat sie ihn flehentlich, daß er uns möchte nach Gommern führen lassen. Obwohl er begehrte, „wir sollten noch einige Tage verbleiben, da ich so schwach wäre, und hinzu

hinzu setzte, wo sie denn mit mir hinwolle? sie solle mich hier warten und pflegen" — so antwortete sie dennoch: „sie könne nicht länger bleiben, und wolle mich lieber auf den Rücken hinweg tragen." Da befahl er endlich, ihr einen Paß auszufertigen, hinzufügend: „Seht Euch aber wohl vor, daß Ihr nicht aus dem Regen in die Traufe kommet." — Sie aber versetzte: „Der Herr Obriste wird mir keine Urias-Briefe geben."— Worauf er antwortete: „er wolle es deutsch schreiben lassen, sie würde es ja lesen können."

Da er auch hier sein Wort redlich gehalten hatte, so erfuhren wir auf diese Weise seinen Namen, indem dee Paß folgender Weise unterschrieben war: Des löblichen Fürstl. Savellischen Regiments bestellter Obristwachtmeister und Hauptmann Don Joseph de Aynsa. Er schien also von spanischer Abkunft zu seyn, obwohl er das Deutsche zur Gnüge verstand. Gott wolle ihn segnen ewiglich für seine Barmherzigkeit und seinen

Edelmuth! so rufen wir noch täglich in unserm dankbaren Gebete!

Von einem seiner Diener begleitet, ging meine Frau in's Lager, um irgendwo eine Fuhre zu miethen, die ihr jedoch überall verweigert wurde. Da standen drei vornehme Officiere vor meinem Zelte beisammen, und als sie sahen, daß die Frau so bitterlich weinte, trat der edle, gestrenge und mannhafte Herr Casper von Potthausen hervor, und fragte: ob sie auch aus Magdeburg sei? und warum sie weine? — Nachdem sie ihm nun ihre Noth mit kurzen Worten geklagt, schaute er sie mitleidig an, und versprach, ihr eine Fuhre zu verschaffen, doch nicht nach Gommern, weil die Croaten da herum lägen, und die Straßen sehr unsicher machten, sondern nach Olvenstädt zu ihrem Feldprediger, der auch lutherisch wäre; von dannen wir weiter gebracht werden sollten.

Das nahm sie mit Dank an, und es war kaum eine Stunde vergangen, als der Wagen, mit ein wenig Stroh bedeckt, vor unserm Zelte stand. Kaum waren wir hinauf geholfen worden, als Einer kam und sagte, der Obriste be-

gehre, die Magd solle zurückbleiben. Als sie nun gleich willig schien, sagte ich zu ihr: Lisabeth, bitte doch den Herrn Obristen, er solle Dich lassen mit uns ziehen, denn ich bin ein schwacher kranker Mann, es wird der Frau allein zu viel. Sie aber schwieg still, sagte weder Ja noch Nein, gab auch keine gute Nacht, und ging davon; da sie es doch, nächst Gott, uns allein zu danken hatte, daß ihr Leben und ihre Ehre bis dahin gerettet war. Solches schreibe ich darum öffentlich, weil ich gehört, sie solle über uns geklagt haben, als wenn wir sie nicht hätten mitnehmen wollen; aber da wird ihr Gewissen viel anders sagen.

Nachdem wir eine Zeitlang vergebens auf sie gewartet hatten, und wohl merkten, wo es hinaus wollte, fuhren wir in Gottes Namen fort, und indem wir so durch das Lager kamen, erblickten wir mit betrübtem Herzen die schönen Magdeburgischen Fahnen aufgepflanzt, und kehrten also den rauchenden Trümmern unsrer guten Stadt den Rücken.

In Olvenstädt nahm uns der Herr Schwanenberg, Feldprediger unter dem Hol-

kischen Regiment, freundlich und brüderlich auf, räumte mir auch sein eigenes Bett. Dazu kam ein lieber alter Freund, Simon Länge, aus meiner Heimath, mein Gevatter und Schulmeister daselbst. Dessen Frau brachte mir ein Kissen unter mein Haupt, daß ich zum ersten Male wiederum sanft ruhen konnte. Mir aber kam alles gleichsam wie ein schwerer Traum vor. Durch die milde Pflege erholte ich mich jedoch in wenigen Tagen sattsam, worauf wir durch barmherzigen Beistand des Herrn Hauptmann von Potthausen, weiter nach Garleben, und von da nach Salzwedel convoyirt wurden, bis wir endlich, nach mancherlei Ungemach, glücklich in Hamburg anlangten, wo ich bald darauf durch einen wohlweisen Rath und die ganze Gemeine zu Rendsburg in Holstein, dahin als Prediger berufen wurde, auch am Siebenten post trinitatis meine erste Amtspredigt daselbst durch Gottes Gnade ablegte; wobei ich nicht vergaß, dem Allmächtigen für meine wunderbare Errettung knieend zu danken, auch darauf meine getreue Ehegattin mit heißen Zähren in meine Arme schloß, und mit Salomon ausrufte: Wohl

dem, dem Gott ein tugendsam Weib giebt, deß lebet er noch Eins so lange.

(Aus denen von Thadäus selbst herausgegebenen Magdeburgischen Klageliedern.)

---

164) Ein Schiffs-Capitain und 18 Getreue werden von Empörern dem offenen Meere preis gegeben, und gerettet.

Die Gefangenen, welche Capitain Edward auf seinem Schiffe hatte, gehörten zu denjenigen, die sich 1788 auf dem des Capitain Bligh empörten, welches den Brotfruchtbaum von Otaheiti nach den westindischen Besitzungen bringen sollte. Bligh hatte mehrere tausend junge Pflanzen des Brotfruchtbaumes in seinem Schiffe, die alle freudig fortwuchsen. Er war schon seit 24 Tagen auf seiner Rückreise die Freundschafts-Inseln vorbeigefahren, und steuerte nun auf Tofoa zu, als plötzlich (den 29sten April 1789) in aller Frühe vier Menschen in die Kajüte drangen, den Capitain banden, und ihn zu ermorden droheten, falls er einen Laut

von sich gäbe. Da Bligh dennoch laut um Hülfe rief, riß man ihn aus dem Bette, und führte ihn aufs Verdeck, wo er mit aufgezogenen Flinten bewacht wurde.

Das große Boot war von den Empörern ausgesetzt worden, und alle, welche dieselben gern los seyn wollten, wurden gezwungen, hineinzusteigen; zu diesen gehörte auch der Capitain. — Ihrer waren zusammen neunzehn. — Die Ursach der Verschwörung war ohne Zweifel, nach dem reizenden Otaheiti zurückzusegeln, wo es diesen Menschen sehr wohl gefallen hatte. Viele, die lieber mit dem Capitain gefahren wären, hatten die Empörer mit Gewalt auf dem Schiffe zurückbehalten. Die ganze Verschwörung war von einem gewissen Christian Fletcher angestiftet, dessen sich der Capitain immer mit vielem Wohlwollen angenommen hatte. Da dieser von ihm auf dem Verdecke bewacht wurde, so fragte er ihn, ob er ihm auf diese Weise dankbar seyn wolle. — Der Mensch wurde bei dieser Frage in große Bewegung gesetzt. „Das, Capitain," antwortete er, „das ist es eben; ich leide Höllenpein!"

Die Lebensmittel, welche man den Ausgesetzten mitgegeben hatte, waren 150 Pfund Brot, 32 Pfund Schweinefleisch, 24 Maaß Rum, und 112 Maaß (Kannen, Quartiere) Wasser. Außerdem vier leere Tonnen, einiges Segeltuch, Stricke, Bindfaden, Tauwerk, vier Hirschfänger, die ihnen in's Boot waren nachgeworfen worden, die einzigen Waffen, die sie besaßen. Zu ihrem Glücke hatte ein gewisser Herr Samuel einen Quadranten und einen Kompaß, auch einige wichtige Papiere gerettet.

Das Boot war mit der Menschenmenge und den wenigen Sachen so überladen, daß es bis an den Rand in's Wasser ging. Dessen ungeachtet wollten sie sich, nachdem sie auf der Insel Tongatabu das Boot in Stand gesetzt hatten, nach Timor wagen, um von da in ihr Vaterland zurückzukommen. *) Sie gingen erst nach Tofoa, wovon sie nur etwa 9 Mei-

---

*) Hätte Bligh gewußt, daß in Neusüdwallis eine englische Kolonie war, so hätte er seine Rettung näher haben können. Mit Edward scheint es eben so gewesen zu seyn.

len weit entfernt waren, um sich mit Wasser und Brotfrüchten zu versorgen. Am zweiten Tage kamen sie daselbst an, konnten aber der Dunkelheit wegen nicht landen, sondern mußten sich, so gut es anging, in dem Boote schlafen legen. Auch am andern Morgen landeten sie nicht, denn die Ufer der Insel waren zu felsig und steil. Herr Samuel und einige Andere, welche die Ufer hinankletterten, fanden nur einige Maaß Wasser, das sich in Löchern gesammelt hatte, sonst aber weder Nahrungsmittel, noch auch Einwohner. — Doch wurden sie Nachmittags noch einige Kokusnüsse gewahr, die sie mit großer Mühe und Gefahr erhielten, und von denen jeder eine bekam. Dann legte man sich schlafen.

Da der folgende Tag (der erste Mai) zum Absegeln sehr ungünstig war, so untersuchten sie die Insel auf's neue; fanden aber nichts, als einige unbewohnte Hütten, einige verlassene Pisangpflanzungen, und etwa gegen 36 Kannen Wasser in den Felslöchern. Drei kleine Pisangtrauben, die man gefunden hatte, mußten für Alle zu einem Mahle zureichen.

Am nächsten Tage fanden sie, daß dennoch Einwohner auf der Insel waren, und gegen Mittag standen sie schon mit dreißig Insulanern im Handel, indem sie für einige Glaskorallen und Knöpfe Lebensmittel eintauschten. Auch gute Pflanzungen hatte man auf der Insel entdeckt, von deren Besitzern man gleichfalls Lebensmittel erhandelte, die für einen Tag hinreichten; indessen fehlte es sehr an Wasser.

Am andern Tage kamen die Einwohner in großer Menge, und erkundigten sich nach dem Schiffe. — Man sagte ihnen, es sei untergegangen; sie aber blieben ganz gleichgültig dabei. — Man brachte die eingekauften Lebensmittel in's Boot und rüstete sich zu Feindseligkeiten, die jedoch am Tage nicht zum Ausbruche kamen. Des Abends fragten die Oberhäupter der Insulaner den Capitain, ob er nicht am Lande schlafen wolle, und da er dies verneinte, schrieen sie: „Du willst nicht am Lande schlafen? dann matti!" (dann dich todtschlagen). Sie gingen davon, und gaben das Zeichen zum Angriffe durch ein Zusammenschlagen mit Steinen. Die Insulaner eilten herbei, schlugen einen Mann,

der noch am Strande war, nieder, und schickten einen Regen von Steinen in das Boot. Einige hielten dasselbe an dem Seile fest, mit welchem es an's Ufer gelegt war, und würden es wahrscheinlich heran gezogen haben, wenn nicht der Capitain das Seil mit einem Taschenmesser zerschnitten hätte. Unglücklicherweise saß das Boot noch mit einem kleinen Anker fest, als die Indianer schon in ihren Kähnen herbeikamen, und die, meistens schon verwundeten Engländer, angriffen. Indem aber brach eine von deren Ankerschaufeln, und nun erst konnten letztere in die offene See rudern, immer verfolgt vom Steinhagel der Wilden, welche die zwei bis acht Pfund schweren Steine höchst genau zu werfen verstanden, indessen die Engländer sich mit nichts vertheidigen konnten, als mit den in's Boot gefallenen Steinen. Der Einfall, einige Kleidungsstücke über Bord zu werfen, rettete sie noch, indem die Indianer mit dem Aufsuchen derselben so viel Zeit verloren, und es indessen so dunkel wurde, daß die Engländer einen Vorsprung bekamen.

Jetzt waren sie in einer verzweifelten Lage.

Nach Tongatabu wagten sie sich nicht; denn da sie kein Schießgewehr hatten, glaubten sie auf eine ähnliche Art behandelt zu werden — von ihren Lebensmitteln hatten sie beim Angriffe einige eingebüßt, und sie mußten sich täglich auf die dürftige Portion von zwei Loth Brot und ein Viertel Nössel Wasser beschränken, um auf zwei Monate (so lange konnten sie nemlich auf keine Hülfe rechnen) auszureichen. Dabei fehlte es ihnen an Charten und andern Hülfsmitteln, den Weg durch ein wenig bekanntes Meer zu finden.

Gleich in der ersten Nacht hatten sie einen starken Sturm auszustehen — die Wellen schlugen in's Boot, das Wasser mußte ausgeschöpft, und das Entbehrliche an Kleidungsstücken, Tauen und Segeln über Bord geworfen werden. In der nächsten Nacht dagegen hatten sie eine empfindliche Kälte auszustehen, bei der sie ein wenig Rum sehr erquickte. Ein Theil ihres Brotes war auch vom Seewasser verdorben — doch warfen sie es, auf künftige Nothfälle bedacht, nicht weg. Sie kamen (den 5ten Mai) an mehrere bewohnte Inseln, bei welchen man nicht zu landen

wagte, um nicht alles aufs Spiel zu setzen. — Ein Regen, der nach einigen Tagen fiel, vermehrte ihren Wasservorrath bis auf 34 Gallonen (die Gallone hält vier Kannen) und zum erstenmale während ihrer Reise konnten sie sich satt trinken. Von Kälte und Nässe erstarrt, und in dem engen Boote nicht im Stande, die Glieder ordentlich auszustrecken, litten sie sehr viel, und alle klagten über krampfhafte Zufälle. Eine geringe Erwärmung schafften sie sich dadurch, daß sie ihre Kleider durch Seewasser zogen und ausrangen. Die halb verdorbenen und wenigen Nahrungsmittel wurden in leere Kokusnußschalen vertheilt, die als Waagschale dienten; einige Pistolenkugeln vertraten die Stelle der Gewichte. Zuweilen bekamen sie etwas Fleisch zur Stärkung. Einen Fisch zu fangen, glückte ihnen nie, wiewohl sie beständig eine Angelschnur ausgeworfen hatten.

Den 14ten Mai entdeckten sie Inseln, ohne jedoch eine Landung zu wagen; verschiedene Seevögel schwammen vor ihnen herum, sie waren aber nicht im Stande, Einen davon zu fangen. Das Wetter war sehr übel — einige Regen-

schauer, Gewitter und Stürme, welche die Wellen in's Boot trieben; kalte und stürmische Nächte; und gegen alles dieses Ungemach keinen Schutz! — Ihre Gelenke geschwollen, Schmerzen in den Knochen und Eingeweiden, nirgends eine trockene Schlafstelle, und wer einige Stunden im Wasser geschlafen hatte, konnte nachher die erstarrten Glieder nicht wieder in Bewegung bringen. So ging es zehn Tage fort, bis endlich der Himmel anfing, heiter zu werden; nun waren aber auch ihre Kleider so abgenutzt, daß sie ferner weder gegen Nässe noch gegen Kälte schützten. Vielleicht hatte indessen grade die bisherige nasse Witterung zu ihrer Erhaltung beigetragen. Der Körper konnte eine ziemliche Menge Feuchtigkeit einsaugen — ein Umstand, ohne welchen sie schwerlich würden im Stande gewesen seyn, so lange zu leben.

Jetzt, da der Capitain bei der trockenen und heitern Witterung die Lebensmittel untersuchte, fand er für nöthig, die dürftigen Portionen noch zu verringern; die Leute mußten es sich, trotz ihres Murrens, gefallen lassen. Ein Paar Tage darauf fingen sie einen Tölpel und eine große Ente,

die ihnen einige vortreffliche Bissen gaben. Das Blut der letztern wurde drei sehr kranken Personen gegeben. Den folgenden Tag waren sie abermals so glücklich, einige solcher Vögel zu fangen.

Den 29sten Mai endlich kamen sie an die Küste von Neuholland, und alles war zufrieden, da man am nächsten schicklichen Platze landen wollte. Man landete wirklich noch an diesem Tage, sammelte Austern, und die folgende Nacht war die erste seit langer Zeit, wo sie ruhig und ausgestreckt schlafen konnten, da die Hälfte der Mannschaft am Lande schlief. — Sie fühlten sich am nächsten Tage sehr gestärkt; fanden viele Austern, auch einige Kohlpalmen, deren Mark sehr nährend und schmackhaft war, und von welchem, mittelst einigen Schweinfleisches, ein Geschmortes gemacht wurde, das ihnen trefflich schmeckte; auch einige Beeren waren vorhanden, die sie gierig verschlangen. Da sie sich sehr übel darauf befanden, so fürchteten sie, es könnten dieselben giftig gewesen seyn, welche Besorgniß jedoch ungegründet war. Die nächste Nacht stärkte sie, wiewohl sie immer noch Schwindel, Magenschmerzen und große Schwäche fühlten, da die

meisten seit dem Eintritte in's Boot keine Ausleerung gehabt hatten.

An dem festen Lande erblickten sie die Eingebornen, die sie bald mit grünen Zweigen, ihren Friedenszeichen, zu landen einladeten, bald wieder feindselig gesinnt zu seyn schienen. Sie wagten keine Landung. An einzelnen Inseln erhielt man einige Austern, Muscheln, kleine Haifische, Tölpel und verschiedene Eier. Das Sammeln dieser Lebensmittel war nicht ohne mancherlei Beschwerde, und einige murrten darüber. Der Capitain war entschlossen genug, dem Anführer der Murrenden einen Hirschfänger zu geben, er selbst nahm einen andern, und nöthigte ihn, sich zu vertheidigen; nun erst gab jener nach. — Einen Zweiten mußte der Capitain tüchtig abprügeln lassen, weil er bei einer nächtlichen Tölpeljagd sich von den Uebrigen getrennt, und dadurch die Vögel verscheucht hatte. Er gestand lange nachher, daß er es aus Gierigkeit gethan, und neun Tölpel (nemlich von der kleinen Art, die nicht größer, als mäßige Tauben sind) heimlich verschlungen habe. — Das Schweinefleisch war auch, da es nicht hatte verschlossen werden können, heimlich aufgegessen worden, und

mit den getrockneten Austern ging es nachmals eben so.

Von Neuholland aus, (den 5ten Juni) war die Fahrt so günstig, daß der Capitain die Portionen wieder vergrößerte. Sie fingen auch einen Tölpel und einen Delphin unterweges, von welchem letzten jeder 6 Loth erhielt. Am 13ten Junius endlich entdeckten sie Timor. Es würde vergeblich seyn, die Empfindungen zu schildern, welche diese Unglücklichen beim Anblicke des so lang ersehnten Landes durchdrangen. In der That war es auch die höchste Zeit, das Ende ihrer Drangsale zu erreichen. Die außerordentliche Schwäche, die geschwollenen Glieder, die starke Neigung zum Schlafe, die blassen Gesichter, und die auffallende Verstandesschwäche, die sich bei Vielen einfand, waren untrügliche Kennzeichen, daß es Keiner mehr lange würde ausgehalten haben. Wie konnte es auch anders seyn, da der mitgenommene Vorrath von Lebensmitteln, bei gewöhnlichen Portionen, nicht über fünf Tage zureichte, sie fünf und vierzig Tage auf der Reise gewesen waren, und so vieles ausgestanden hatten. — Sie wurden von dem holländischen Gouverneur in Kupang

men-

menschenfreundlich aufgenommen, verpflegt, bekleidet, gereinigt, ihre Geschwüre und Wunden verbunden, und mit Allem zu ihrer Erquickung versehen. Einige Wochen nachher verloren sie einen ihrer theuersten, und von allen geliebten, Gefährten, Herrn Nelson, der ein guter Pflanzenkundiger war. Alle übrigen erholten sich, und kamen im März 1790 wieder im Hafen zu Portsmouth an.

---

165) Pine bemerkt sichtbare Spuren der rettenden und sorgenden Vorsehung.

Der große Vortheil, der aus dem Handel mit ostindischen Waaren gezogen wurde, bewog im Jahr 1569 einige englische Kaufleute, einen Freibrief von der Königinn Elisabeth nachzusuchen. Sie rüsteten vier Schiffe nach Ostindien aus, worüber sie einen gewissen English zum Factor setzten, der sich den 3ten April mit seiner Familie zu Schiffe begab. Er hatte einen Sohn von 12, eine Tochter von 14 Jahren, zwei Dienstmädchen, eine Negersklavinn und George Pine seinen

Buchhalter, bei sich, am Bord eines der Schiffe, genannt der Ostindienhändler, von 450 Tonnen, welches mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten zur Errichtung einer Factorei beladen war. Den 14ten Mai sahen sie die Kanarischen Inseln, und gelangten bald nachher an das Kap der grünen Inseln, wo sie sich mit Mundvorrath versorgten; darauf nahmen sie ihren Lauf Süd und einen Strich Ost; kamen den ersten August bei der Insel St. Helena an, nahmen frisch Wasser ein, und segelten auf das Kap der guten Hoffnung zu, wo sie wohlbehalten einliefen, ohne daß ihnen ein stürmisches oder widriges Fahrwetter aufgestoßen wäre.

Aber es gefiel der Vorsehung, daß, wie sie St. Laurenz, eine der größten Inseln in der Welt, fast schon im Gesicht hatten, sie von einem heftigen Sturme überfallen wurden, welcher sie von den übrigen Schiffen trennte, und viele Tage so gewaltig umher warf, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, wo sie waren, und alle Hoffnung zur Rettung aufgaben.

Den ersten October bei Tagesanbruch, da die See noch immer wallte und stürmte, entdeckten sie Land,

welches ihnen hoch und felsig vorkam, und je mehr sie sich ihm näherten, desto mehr nahm ihre Furcht zu, denn sie erwarteten, das Schiff werde aus einander gehen. Deswegen begaben sich der Capitain English und einige Andere in das Lange-Boot, in Hoffnung, sich so zu retten; und sogleich sprangen alle Matrosen über Bord, und arbeiteten, ihr Leben durch Schwimmen zu fristen; sind aber wahrscheinlich alle ertrunken. —

Der Buchhalter Pine, die Tochter des Herrn English, die beiden Dienstmädchen und die Negersklavinn blieben ganz allein am Bord, und wurden sämmtlich wunderbar gerettet; denn nachdem das Schiff drei oder vier Mal vom Sturme gegen den Felsen geworfen worden war, bekam es Risse, und ward leck. Mit großer Schwierigkeit suchten sie sich auf den schon zerbrochenen Bogspriet zu retten, der von den Wellen in eine kleine von Felsen umgebene Bucht getrieben wurde. Hier waren sie vor Winden gesichert, und landeten, als sie fast ganz erschöpft waren. Pine trug nun faules Holz zusammen, und machte, vermittelst einer Zunderbüchse,

Feuer an, wobei sie sich trockneten. Darauf verließ er die Frauenzimmer, um zu suchen, ob er keinen von der Schiffsgesellschaft fände, der davon gekommen wäre; es fand sich aber Niemand. Zuletzt, als es gegen Abend ging, kam er mit allem, was er am Strande hatte zusammenraffen können, wieder zu seinen Gefährtinnen zurück, die über seine Abwesenheit sehr bekümmert waren, da sie ohne ihn ganz hülflos gewesen seyn würden. Sie fürchteten, daß etwa Wilde dort einheimisch seyn möchten, die sie antreffen könnten; sahen aber weder Fußstapfen noch Wege. Da auch die Waldungen rund herum voll Gebüsche und Dickigte waren, ward ihnen bange, sie möchten von wilden Thieren angefallen werden, wiewohl sie keine Zeichen davon fanden. Hauptsächlich aber fürchteten sie, aus Mangel an Nahrung, Hungers zu sterben; der Himmel aber hatte schon anders für sie gesorgt.

Der Schiffswrack versah sie mit vielen Nothwendigkeiten. Sie brachten einige Bruchstücke von Brettern und Planken, Segeln und Tannen zusammen, schlugen, vermittelst Stangen,

Gezelte auf, zündeten Reishölzer zum Feuer an, bekleideten sich mit einigen Matrosenjacken, setzten die Negerinn zur Schildwacht, und schliefen ununterbrochen die ganze Nacht hindurch, da sie einige Nächte schlaflos zugebracht hatten.

Den Tag darauf stiegen sie, da der Wind still und das Wetter warm war, von dem Felsen hinunter auf den Sand, und fanden einen großen Theil der Schiffsladung am Ufer, oder in der Nähe desselben schwimmend. Pine ließ sich von den andern helfen, und sie zogen das meiste an's Land; was ihnen zu schwer ward, zerstückelten sie, banden die Kisten und Kasten auf, nahmen die Güter heraus, und retteten alles so, daß es ihnen weder an Kleidern noch andern zum Haushalt nöthigen Sachen fehlte. Weil aber das Salzwasser alle Lebensmittel, eine Kiste mit Zwieback ausgenommen, verdorben hatte, so mußten sie sich eine Zeitlang mit dieser, statt des Brotes, behelfen; dazu aßen sie von einem Vogel, der so groß wie ein Schwan, aber sehr fett und schwer war, und deßwegen nicht fliegen konnte. Was von lebendem Geflügel auf dem Schiffe war und sie ans Land

hatten bringen können, brütete, und diente so zu ihrer großen Hülfe. Auch fanden sie Eier von einem Vogel, wie unsere Enteneier, die eine sehr nahrhafte Speise waren, und es ging ihnen nichts mehr zum Unterhalte ab. Weil sich ihre Furcht dadurch gemindert hatte, so konnten sie schon an größere Bequemlichkeiten denken. Pine baute an einer guten Stelle eine Hütte für sich und seine vier Weiber; er wurde in einer Woche mit einer Stube, groß genug für alle, fertig, und schlug Hängebetten für sie auf.

Als sie vier Monate so gelebt, und noch nichts, was sie beruhigte, gesehen noch gehört hatten, sahen sie wohl, daß ihr Aufenthalt ein abgeschiedenes Eiland war, fern von allen bewohnten Ländern und Menschen, ja daß nicht einmal ein wildes Thier da sei, was ihnen Schaden zufügen könne. Das Land war sehr angenehm, immer mit Grün bekleidet, voll schmackhafter Früchte und mannigfaltiger Vögel, immer warm; nie kälter, als es in England im September zu seyn pflegt, so daß es, bei der Kultur, die ihm ein gebildetes Volk geben könnte, zum Paradiese werden müßte. In den Wäldern

wuchs eine Art Nüsse, wie große Aepfel, deren Kern wohlschmeckend und trocken war, so daß sie ihn statt des Brotes brauchen konnten, wozu sie die eben erwähnten Vögel und ihre Eier aßen, nebst einem Thiere, von der Größe einer Ziege, das zweimal jährlich, und jedesmal zwei Junge brachte. Es bewohnte die Ebenen und Wälder, war harmlos und kirre, also leicht zu fangen und zu tödten; auch Fische gab es in großer Menge hier, und so fehlte ihnen nun nichts mehr zum Unterhalte.

Ein Jahr mochten sie auf der Insel gelebt haben, als sich alle vier Weiber schwanger fühlten. Sie kamen indeß zu verschiedenen Zeiten nieder, und konnten einander bei der Geburt beistehen. So ging es jährlich eine Zeitlang fort, und die Kinder waren alle stark und gesund. Sie lebten glücklich und froh, und wurden es noch mehr, je stärker die Familie wurde. Die Wärme des Klima's lud sie ein, zuweilen spazieren zu gehen, und sie ruhten auf Rasensitzen, von Bäumen umschattet, aus. Pine machte Lauben für sich und seine Weiber, um während der Tageshitze darin zu schlafen, und hier brachten sie die Zeit

zusammen zu, weil die Weiber nicht gerne ohne ihn waren.

Nachdem sie 16 Jahre so auf der Insel gelebt hatten, war die Familie schon auf 47 Personen angewachsen. Seine erste Frau brachte ihm 13, die zweite 7, seines Herrn Tochter, die sein Liebling gewesen zu seyn scheint, 15, und die Negerin 12 Kinder. Sobald sein erster Sohn zum Ehestande reif war, gesellte er ihm eine Gehülfinn zu, und verheirathete die Uebrigen, sobald sie groß genug und tüchtig waren. Damit sie sich einander nicht hindern möchten, setzte er seiner Söhne Wohnungen in einiger Entfernung von der seinigen, um, weil er alt wurde, das lustige Geschwärme junger Leute nicht um sich zu haben.

In seinem 60sten Jahre, welches das 40ste seines Aufenthaltes auf der Insel war, ließ er seine ganze Familie sich versammeln, die an Kindern, Enkeln und Urenkeln aus 565 Seelen bestand. Er verheirathete die jungen Männer Eines Stammes mit den Weibern eines Andern, erlaubte aber keinem, seine Schwester zu nehmen, wie anfänglich aus Noth hatte geschehen müssen. Er hatte einige seiner Kinder lesen gelehrt, und ermahnte sie bei

dieser Gelegenheit, sich monatlich einmal zu ver-
sammeln, und die Bibel zu lesen. Von seinen
Frauen überlebte ihn nur die liebste, die Tochter
des ertrunkenen English, die an einem von ihm
ausersehenen Platze an seiner Seite begraben wurde.
Im achtzigsten Jahre seines Lebens, und im sechs-
zigsten seines Aufenthaltes auf der Insel, rief er
seine Leute zum zweiten Male zusammen, deren
Zahl sich schon auf 1789 belief, unterrichtete sie in
den europäischen Sitten, befahl ihnen, sowohl die
christliche Religion, als englische Sprache immer
beizubehalten, und sie nie zu verändern, selbst dann
nicht, wenn auch Fremde hinkämen und sie fänden.
Nachdem er Gott für ihre Vermehrung und die
Verbreitung der wahren Religion unter ihnen an-
gerufen hatte, entließ er sie. Er nannte die Insel
Pine's-Eiland, und das von ihm abstammende
Volk die englischen Pines. Ihre Stämme un-
terschied er nach den Namen seiner Frauen, die
Englischen, die Sparksen, die Trevors und die
Phillis; letztern nach der Negerinn, die Phi-
lippa hieß.

Als er recht alt geworden war und sein Ge-
sicht beinahe verloren hatte, gab er seine Wohnung

und hinterlassenen Geräthe an seinen ältesten Sohn, machte ihn zum König und Befehlshaber der Uebrigen, und händigte ihm die hier erzählte Geschichte, die er selbst aufgesetzt hatte, ein; befahl ihm, sie zu verwahren, und wenn zufällig Fremde hinkommen sollten, sie ihnen zu zeigen, und sie eine Abschrift davon nehmen zu lassen, damit der Name seines Volkes nicht von der Erde verloren gehe.

Im Jahre 1667 verschlug ein Ungewitter den Capitain des Schiffes Amsterdam, Kornelius van Sloetten, einen Holländer, auf diese Insel, wo er Pine's Nachkommen fand, die ein gutes Englisch sprachen, und deren Zahl auf 10000 gerechnet wurde. Die Erzählung, aus welcher dieser Bericht gezogen ist, erhielt der Capitain von Pine's Enkel; sie ist zu London im Jahre 1668 gedruckt worden.

In der jetzigen Leipziger Jubilate-Messe 1810 sind bei dem Verleger noch folgende neue Bücher erschienen und für beigesetzte Preise in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen der Politik. In zwanglosen Heften, herausg. von Dr. Theod. Schmalz, 3tes Heft. gr. 8. 16 Gr.

Cebes des Thebaners Gemälde, mit einigen Anmerkungen und einem erklärenden Wortregister, zum Gebrauch für Schulen, herausgegeb. von M. H. Thieme, 2te durchaus verbesserte Auflage, 8. 8 Gr.

Gesangbuch, vollständiges, für Freimaurer, zum Gebrauch der großen National-Mutter-Loge zu den drei Weltkugeln und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. Vierte verbesserte und vermehrte Aufl. gr 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Grävell, M. F. C. W. Was muß derjenige, der von der Freimaurerei nichts anders weiß, als was allgemein bekannt ist, nothwendigerweise davon halten? 8. 12 Gr.

Hahns, K. neues Methodenbuch zum faßlichen Unterricht in der lateinischen Sprache für die ersten Anfänger. 1ster Cursus, 8. 8 Gr.

Hecker, Dr. A. F. Sammlung kl. Schriften f. d. theoret. u. prakt. Heilkunde, aus dem Wirkungskreise seines Lehramtes in Berlin. 1ster Bd., die einzeln erschienenen 2 Reden und 3 Einladungsschriften enthaltend. gr. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

John, Dr. J. J. Untersuchung chemischer mineral. vegetabil. und animalischer Substanzen. Fortsetzung des chemischen Laboratoriums. gr. 8. 1 Rthl.

Ribbecks, C. G. Predigt bei der öffentlichen Dankfeier am Tage nach der Rückkehr des Königs und des Königl. Hauses den 24. Decemb. 1809, geheftet gr. 8. 3 Gr.

Schmalz, Dr. Theod. Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Entscheidungen der Hallischen Juristen-Fakultät. 2r. Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 10 Gr.

v. Selbigers, L., der goldne Stier, eine Biographie. 2r Theil. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Steins, K., der Herr Nachbar; eine Sammlung von Erzählungen. 2r Bd. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Desselben Kabinet von biographischen Gemälden der merkwürdigsten Personen aus der neuesten Zeitgeschichte. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Wageners, S. C., Spuren der Gottheit im anscheinenden Zufalle. Eine wohlthätige Nahrung für Zweifler und Denker. 2r Th., mit 1 Kupf. 8. 1 Rthlr.

— — Desselben 1r Theil. (vormals Herrn Matzdorfs Verlag) für den wohlfeilern Preis von 1 Rthlr.

Wiesiger, K. F., über die zweckmäßigste Art der Tilgung der preußischen Landesschulden, und die beschränkte Anwendbarkeit der brittischen Staatswirthschaft auf den preußischen Staat, sowohl im Allgemeinen, als auch in besonderer Rücksicht auf die Schuldentilgung. 8. 8 Gr.

Porträts des vorm. Königs von Spanien Carl IV. und dessen Gemahlin Marie Louise. Nach Originalen gestochen von Krethlow. 12 Gr.

In Commission.

Monatsschrift, allgemeine juristische, für die preußischen Staaten, herausgegeben vom Justiz-Commissarius Mathis, 8r und 9r Band, gr. 8. 4 Rthlr.

Rosenheyn, J. C., lectionum Vellejanarum specimen. 4. auf Druckp. 4 Gr.

— — auf Schreibpapier. 6 Gr.

Taschenbuch für Stadtverordnete, Magistrats-Beamte und alle die mit städtischen Angelegenheiten in Verbindung stehen, auf das Jahr 1810. 8. 20 Gr.

Wochenblatt, Berlinisches nützliches und unterhaltendes, für den gebildeten Bürger und Landmann, herausgegeben von F. Wadzeck. Jahrg. 1809. und 1810. 4. à 2 Rthlr. 16 Gr. 5 Rthlr. 8 Gr.

